

Anmerkungen
zu
Otto's von Freysingen
und
Radewichs
Denkwürdigkeiten
von
Kaiser Friedrich dem Ersten.



Faint, illegible text visible through the paper, likely bleed-through from the reverse side.

11. Indw
Lam
ten Kre
gegen
Wass
und in
stehen
hatter
nachd
sen d
fol
die
de
M
mi
mel
sch
wig
tion
dikt
gen u
Der
leben
12. M
hebe
Dre
Hunr
nigs
auch
Anj
Als
schre
Reich

Seite

121. Ludwig von Frankreich.

Ludwig der Siebende, auch der Junge, der den zweiten Kreuzzug unternahm. Er hatte sich in einem Krieg gegen den Grafen von Champagne, einen unruhigen Vasallen, der Stadt Vitri in dieser Provinz bemächtigt und in der Hestigkeit des Zorns eine Kirche in Brand stecken lassen, in welcher sich 1300 Menschen geflüchtet hatten. Alle kamen in den Flammen um, und erst, nachdem es zu spät war zu retten, erwachte das Gewissen des Königs. Das Schreyen der Unglücklichen verfolgte ihn in seinen Träumen und überall leuchtete ihm die Flamme der brennenden Kirche. Seine Reue wurde beinahe zur Verzweiflung. Der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, gab ihm endlich den Rath, sich mit dem Kreuze zu bezeichnen und den Zorn des Himmels durch einen Krieg gegen die Ungläubigen zu versöhnen. Schon vor dieser Begebenheit hatte sich Ludwig durch einen Streit mit der Kirche die Excommunication und dem ganzen Königreich das päpstliche Interdikt (die Aufhebung aller gottesdienstlichen Handlungen und aller Wohlthaten der Religion) zugezogen. Der Kreuzzug war ein Mittel auch diesen Fluch aufzuheben.

122. Nachdem ich die Thaten — — beschrieben habe.

Otto „Bischoff von Freysingen, ein Enkel Kaiser Heinrichs IV und Begleiter des deutschen Königs Konrad auf seinem Zug nach Jerusalem, schrieb auch eine ziemlich märchenreiche Chronik, welche vom Anfang der Welt bis zum Jahr Christi 1146 reicht. Als Freund des Kaisers, dessen Thaten er hier beschreibt, als Bischoff und als Fürst des deutschen Reichs, lebte er an der Quelle der Staatsbegebenheiten,

ten, von denen er Meldung thut, und wenn man abzieht, was eine vorzeitliche Vorliebe für seinen Helden und seine genaue Verbindung mit der Kirche ihn sagen läßt, so wird man viele Freiheit des Urtheils bey ihm finden. Wenn man sich auch nicht durchaus an seine Vorstellung der Begebenheiten halten darf, so ist es wenigstens nicht schwer, aus dem, was er sagt, die Wahrheit zu entziffern. Die Geschichte, welche in mittlern Zeiten meistens durch geistliche Hände gieng, ist hier, man muß gestehen, in sehr billige gefallen. Ein lebendiges Zeitgemälde, Nachrichten von dem zweyten Kreuzzuge, von ehnigen Streitigkeiten in der Kirche, von dem ersten lombardischen Kriege Friedrich des Ersten, von den Bewegungen in Rom und den Annahmungen der damaligen Römer, machen diese Denkwürdigkeiten schätzbar. Friedrichs Antwort auf die Gesandtschaft des römischen Volks ist ein Muster von Beredsamkeit, die Ehre mag nun dem Kaiser oder seinem Geschichtschreiber gebühren. Eine noch anziehendere Schreibart und eine bessere Auswahl der Begebenheiten zeichnen die Radewichsche Fortsetzung aus, welche zugleich von dem Streite des Kaisers mit der Kirche, von dem Pontifischen Reichtrage, von dem zweyten lombardischen Kriege interessante Nachrichten und von der Kirchentrennung nach Adrian IV. Tode, sehr lesenswürdige Dokumente liefert.

124. Heinrich, der Vierte König und dritter Kaiser dieses Namens.

Heinrich I. oder der Vogelfeller, König von Deutschland, wird von vielen, besonders italienischen Schriftstellern, von der Reihe der Kaiser ausgeschlossen, weil er unterließ die Krönung in Rom zu empfangen. Rom machte damals die Könige der Deutschen zu Kaisern.

126. Im Jahr 1087.

Man lese 1073.

126. Empörten sich die Sachsen.

Kaiser Heinrich IV. ließ sich durch die Rathschläge Adelberts, Erzbischoffs von Bremen zu einem gewaltthätigen

thätigen Betragen gegen die Sachsen verleiten. Eine Menge fester Schloffer, die er in Sachsen und Thüringen anlegte, machte die dortigen Fürsten für ihre Freiheit besorgt und die Ausschweifungen der Besatzungen, welche Heinrich dahin verlegte, verbunden mit den übertriebenen Zumuthungen die er an die Einwohner machte, vermehrte das Mißvergnügen bis zur öffentlichen Empörung.

129. Zürich, die ansehnlichste Stadt in Schwaben an einem See, in den sich der Lemman ergießt.

Das alte Schwaben (Alemannien) war von weit größerem Umfang als das gegenwärtige und erstreckte sich südwärts bis an die Alpen, westwärts bis an den Rhein.

Unter diesem Lemman kann nur die Limmat gemeynt seyn, und so würde die Ableitung des Namens Alemannien ohnehin wegfallen. Man leitet ihn mit mehr Wahrscheinlichkeit von Alle und Mannen ab: Allerley Volk oder Alles Männer. In Namenerklärungen ist unser Autor nicht sehr glücklich.

132. Im Jahr 1114 — — erklärt hatte.

Heinrich V. hatte durch Gefangennehmung des unruhigen Erzbischoffs Adalbert von Mainz durch seine Versuche den in den vorhergehenden Kriegen geschmälerten kaiserlichen Fiskus wieder herzustellen und durch Einziehung der dazu gehörigen versallenen Lehen mehrere Große, besonders in Sachsen und Thüringen gegen sich aufgebracht; unter diesen war auch Lothar von Sachsen, Graf von Supplingenburg, nachheriger Kaiser. Bey dem Aufenthalt Heinrichs in Mainz, entstand ein Aufruhr unter dem Volk, der nicht eher nachließ als bis er den Erzbischoff in Freiheit gesetzt hatte. Gegen die Sachsen mußte er Krieg führen, wie sein Vater.

141. Allianz zwischen dem Abendländischen und Morgenländischen Reich gegen Roger von Sicilien.

König Roger ein Neffe Bohemunds und ein Enkel des Normännischen Abentheurers Robert Guiscard hatte den Venedicern welche damals schon eine bedeutende Seemacht waren, feindselig begegnet und dem griechischen Reich beträchtliche Staaten entrisen. Der griechische Kaiser Kalojan und nach ihm sein Sohn Imanuel, welche die Trümmer des griechischen Reichs

R

wieder

wieder zu sammeln sich bemühten, schlossen deswegen Bündnisse mit Venedig, und erstere hatten schon mit Lothar Unterhandlungen angefangen, welche nun mit dessen Nachfolger Konrad fortgesetzt wurden. König Rogers Gesandte wurden in Konstantinopel gegen das Völkerrecht in Verhaft genommen, weil man ihren Herrn als einen Räuber betrachtete. Diese Beleidigung aber wurde empfindlich gerächt. Roger eroberte Corfu, verheerte die griechische Küsten, plünderte Corinth, und ließ die ganze Gegend von Achaja bis Beotien auf das grausamste verwüsten. Auch Cuboa (Negropont) mußte die ganze Wuth seiner Soldaten erfahren. Ja er war kühn genug dem ohnmächtigen Kaiser von Konstantinopel ins Angesicht Trotz zu bieten, schickte eine Flotte in den Hellespont, ließ seine Truppen ohnfern von Constantinopel ans Land steigen, die Vorstädte abbrennen, und die ganze umliegende Gegend verheeren. Endlich brachte Immanuel eine Flotte zusammen, zu welcher venetianische Schiffe stießen und diesen gelang es, dem sicilianischen Admiral auf der Rückfart einigen Schaden zuzufügen. Ueber diese Expedition, siehe eben diese Denkwürdigkeiten S. 160.

160. Wo ihnen Seidenarbeiter in die Hände fielen — getrieben wurden.

Dieser Verlust war den Griechen und Venetianern auf gleiche Art empfindlich, weil sich die letztern vorzüglich durch den griechischen Handel bereicherten. Ihr Krieg mit Rogern war aus dieser Ursache größtentheils ein Handelskrieg, um diesen Fürsten überhaupt zu entkräften, damit er die Fabriken in seinen Staaten nicht empor bringen möchte.

164. Der Abt Bernhard gürtet sich.

Er war Abt zu Clairvaux aus dem damals neu errichteten Cistercienser-Orden. Sein feuriger Religions-eifer, die Strenge seines äusserlichen Wandels und der Ruf seiner Tugend hatten ihm das Prädikat des Heiligen erworben. Sein großer Verstand, seine Kenntniß der Welt und seines Zeitalters, seine hinreißende Beredsamkeit, mit einer Dreissigkeit verbunden, welche das Bewußtseyn solcher Talente einzusößen pflegt, gaben ihm eine solche Oberherrschaft über die Gemüther, daß

er alles nach seinen Willen lenken konnte. Seine Aussprüche wurden von Päbsten und Königen wie Orakel-sprüche angesehen: Nichts als das Beste der Kirche und die Ehre der Gottheit schien ihn zu leiten, aber unter dieser heiligen Aussenfeier, verbarg er eine unheilliche Ehrsucht und Herrschbegierde; und diese zu befriedigen mußte ihm die Religion zum Werkzeuge dienen. Sein Kopf war von Mönchsvorurtheilen eingenommen, und alles was er that bezog sich auf Maximen seines Standes; er setzte Europa in jede Bewegung, die er wollte, aber alle seine öffentliche Handlungen verriethen den engen dumphen Gesichtskreis eines Mönchs, und einen durch Aberglauben und Klosterbegriffe verfinsterten Verstand. Die fromme Leichtgläubigkeit und das blinde Vertrauen seiner Zeitgenossen überredete ihn zuletzt selbst, daß er wirklich der große Mann sey, für den er ausgegeben wurde, und dieser Glaube von sich selbst, gab ihm eine gewisse Dreistigkeit, die an Frechheit gränzt; denn dieser heilige Mann war so gewissenlos, den glücklichen Erfolg des zweiten Kreuzzugs bestimmt vorher zu sagen, und mehr als eine Million Menschen, welche sich im vollen Vertrauen auf seine prophetische Gabe, auf diesen Kreuzzug einließ, in Asien aufzuopfern. Welche freche Strenge gehört dazu, sein ganzes Zeitalter glauben zu machen, daß man das Verborgene wisse? Und welche Gewissenslosigkeit gehört dazu, das Schicksal vieler Tausende auf eine solche Lüge zu wagen? — Der Abt Suger und dieser heilige Bernhard, neben einander gestellt, machen zwey merkwürdige Gegenstücke aus. Suger zeigt uns das Bild eines weisen aufgeklärten Mannes, den die gesunde Vernunft leitet, und die redlichste Absicht beseelt. Der heilige Bernhard ist nichts weiter als ein herrschsüchtiger und eingeschränkter Mönchskopf, der aber viel Weltklugheit besitzt, und gerade Verstand und Einsicht genug hat, den Unverstand anderer zu benutzen. Bernhard hätte Erzbischoff vielleicht sogar Papst werden können, aber es war ihm nicht sowohl um die äußerliche Zeichen der Herrschaft, als um den reellen Besitz desselben zu thun, und dazu machte ihn sein Stand weit geschickter, als wenn er einen festen Sitz, und ein bestimmteres Verhältniß gehabt hätte. Er konnte desto freyer an den europäischen Höfen herumreisen, und hatte kein besonderes Interesse in Acht zu nehmen.

Seite

171. Welchen Ausgang aber dieser Kreuzzug genommen.

Auf einer Nationalversammlung, welche zu Veze-
lay in Burgund gehalten wurde, wurde i. J. 1146 der
zweite Kreuzzug von dem heiligen Bernhard gepredigt.

Der König und Bernhard zeigten sich auf einem Ge-
räste, und hielten Ermunterungsreden an das Volk.
Soweit gieng die Unwissenheit jener Zeiten, daß man
die Muselmänner als Götzendiener vorstellte, ob-
gleich die Religion Mahomed's von Abgötterey weit
reiner seyn mochte als die katholische. Bernhards Re-
de wurde mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen.
Alles was zugegen war, forderte das Kreuz, und eine
zahllose Menge von Kreuzen, die man in Vorrath ge-
macht und in die Versammlung mit genommen hatte,
reichte bey weitem nicht hin, alle zu befriedigen.
Bernhard zerschchnitt einen Theil seiner Kleidung, und
gab die Stücke Preis, um Kreuze davon zu machen.
Die Königin selbst bot sich an, ihren Gemahl zu be-
gleiten. Auf einer andern Nationalversammlung, die
kurz darauf gehalten wurde, bot man dem heiligen
Bernhard das Commando an, denn unter einem so heis-
ligen Manne glaubte man unüberwindlich zu seyn.
Aber der Heilige war schlau, und verbat sich diese Eh-
re; vermuthlich weil er am wenigsten von allen an
seinen Prophezeungen glaubte. Er war darinn klü-
ger als sein Vorgänger, Peter der Einsiedler, der
das angebotne Kommando ohne Bedenken angenommen
hatte.

Nachdem Bernhard die Macht seiner Beredsam-
keit in Frankreich versucht hatte, so gieng er nach
Deutschland, um dort ein ähnliches Feuer anzufachen.
Conrad III hatte weit dringendere Angelegenheiten zu
besorgen, als ein Zug nach dem heiligen Lande war; er
hatte sich in Rom noch nicht krönen lassen, und ausser-
dem wollte er den König Roger von Sicilien bekriegen.
Der erste Eifer war ohnehin bey ihm verbracht, da er
noch als Herzog von Franken einen Zug nach Jerusa-
lem mitgemacht, und die Schwierigkeiten einer solchen
Unternehmung an Ort und Stelle kennen gelernt hatte.
Aber Bernhard ließ sich durch den ersten Widerstand
nicht

nicht abschrecken. Er folgte dem König nach Speyer wo er in einer Predigt mit solchen Eifer sprach, daß alles Volk mit dem König hingerissen wurde. Konrad selbst rief mitten unter der Predigt mit weinenden Augen aus: „Ich erkenne die großen Gutthaten, die Gott mir erzeigt hat. Ich bin bereit ihn zu dienen.“ Sogleich heftete ihm Bernhard das Kreuz an, und überreichte ihm die auf dem Altar liegende Fahne, mit der er gegen die Ungläubigen zu Felde ziehen sollte. Mit dem König nahmen noch viele von den anwesenden Fürsten, und sein eigener Neffe, der junge Friedrich, (der nachher als Friedrich Barbarossa so berühmt wurde) das Kreuz. Bernhard folgte darauf dem König nach Bayern, wo er mit dem nehmlichen glücklichen Erfolge das Kreuz predigte. Die allgemeine Angelegenheit der Christenheit brachte alle Privatstreitigkeiten zum Schweigen. Herzog Welf von Bayern, bisher ein Feind der Hohenstauffer schloß einen Stillstand mit Konrad, und wurde sein Mitgefährte auf dem heiligen Zug. Das Heer wuchs in kurzer Zeit so sehr an, daß man gegen 70,000 bloß Gevanzerte zählte, welches lauter Edle waren. Jeder von den Edlen hatte wieder viele Reiter in seinem Gefolge, und das Fußvolk war unzählbar. Eben so zahlreich als das deutsche Heer, war auch das französische, aber sie vereinigten sich nicht mit einander.

Im Jahr 1147 eröffnete Conrad den zweyten Kreuzzug. Er zog mit seinen Deutschen voran nach Constantinopel. Hier herrschte der Kaiser Emanuel Comnenus, der die Schwester von Conrads Gemahlinn zur Ehe hatte. Von dieser Verwandtschaft des griechischen Kaisers mit dem Deutschen versprach man sich für diesen Kreuzzug viel Gutes, aber diese Hoffnung wurde getäuscht. Die Griechen hintergingen, wie gewöhnlich, die Lateiner, indem sie sie die beschwerlichsten Wege führten, es an Proviant fehlen ließen, und das Brod welches sie ihnen verkauften noch obendrein mit Kalk verfälschten. Emanuel Comnenus ließ noch außerdem falsches Geld prägen, um das schwere Geld der Deutschen dagegen einzuwechseln.

Der Zug gieng mitten durch Kleinasien auf Antiochien zu, ob man gleich den König Konrad weislich gerathen hatte, sich näher an der Küste zu halten, um stets freye

Zufuhr von Proviant von der See aus, zu erhalten. Man hatte viel Ungemach von den Türken auszulieben, welche mit ihren leichten Pferden über die schwer bewaffneten Deutschen, viele Vortheile erhielten. Auf diesem beschwerlichen Marsch wurde Conrads Heer bis auf den zehnten Theil aufgerieben; den Ueberrest führte er nach Nicæa zurück. Eben war Ludwig mit der französischen Armee in der Nähe dieser Stadt angekommen, und man wurde einig, den Zug in Gesellschaft fortzusetzen. Aber der deutsche König ertrug die Gesellschaft der Franzosen nicht lange, die ihn mit ihrem Hochmuth drückten; die Schaam, sein Heer geschmolzen zu sehen, da das französische so zahlreich und so gut im Stande war, kam dazu, und er nahm die Einladung seines Schwagers des griechischen Kaisers an, der ihn bat nach Constantinopel zu kommen. Von Constantinopel aus wollte er dann die Reise nach Palästina zu Wasser fortsetzen.

Das Glück der Franzosen war übrigens nicht von längerer Dauer, als der Deutschen ihres. Ihr Vortrab hatte sich in einem übereilten Marsch zu weit von der Hauptarmee entfernt, und die Türken, die ihre Bewegungen auf das sorgfältigste bewachten, machten sogleich von dieser gegebenen Blöße Gebrauch. Sie nahmen ihre Stellung zwischen der Armee und dem Vortrab, schnitten beide von einander ab, und besiegten beide, weil sie einander nicht zu Hülfe kommen konnten. Die Niederlage der Franzosen war so groß, daß sich Ludwig d. J. gleichfalls genöthigt sah, bey Laodicea zu Schiffe zu gehen, und die Reise nach Palästina zu Wasser fortzusetzen.

In Syrien fanden beide Heere einander wieder und man faßte den Entschluß die Stadt Damask gemeinschaftlich zu belagern. Eine Verräthercy der orientalischen Christen nöthigte die Lateiner von dieser Belagerung abzusehn. Um doch etwas zu thun, wollten sie die Stadt Astalon unter christliche Herrschaft bringen, aber auch hier erfuhren sie, daß man nicht aufrichtig mit ihnen zu Werke gieng, und die Belagerung wurde aufgehoben. Die Gemüthsart der Lateiner, welche sich von dem ersten Kreuzzuge her in Asien niedergelassen, hatten sich auf eine unglückliche Art geändert; sie wurden
eben

eben so neidisch, eben so treulos und verrätherisch gesinnt, als die griechischen Christen, und die neuangewommene Europäer erkannten, nach dem kurzen Zeitraum von 50 Jahren ihre Landsleute nicht mehr in ihnen. Von der allerschlimmsten Gemüthsart waren die sogenannten Pullanen, diejenigen nemlich, welche einen Europäer zum Vater und eine syrische Mutter oder einen syrischen Vater und eine europäische Mutter hatten. Die unaufhörlichen Streitigkeiten, welche unter den Königen von Jerusalem und den Rittern des Tempel- und Johanniterordens, oder zwischen diesen beiden Orden unter einander herrschte, erhitzten die Gemüther, und ersüchten allen Gemeingeist, der ihnen mitten in einem feindlichen Land doch so nöthig war. Kaum war ein Stückchen Land erobert, so wurde auch sogleich gestritten, wer es besitzen sollte, und die Saracenen sahen mit Frolocken zu, wie sich die Christen unter einander selbst verfolgten. Der Besitz des heiligen Grabes, die Nähe des Orts, wo die Mysterien der christlichen Religion vollbracht worden waren, hatte nicht einmal soviel Einfluß, daß die Europäer von Palästina dadurch bessere Christen wurden. Auf der heiligen Stätte selbst verschlimmerte sich ihr Charakter.

Zum Unglück war eben so wenig Harmonie unter den neu angekommenen Kreuztruppen; die Privatfeindschaften, wodurch die Fürsten in Europa untereinander entzweit worden, erwachten in Asien wieder. Ein Beispiel davon gibt der Herzog Welf von Bayern der mit dem Voratz zurückreiste, seinen Herrn zu bekriegen, und zu diesem Ende den Rückweg über Apulien und Calabria nahm, wo er mit dem König Roger von Sicilien, seinem alten Freund und einem Feind des deutschen Kaisers, ein genaues Bündniß errichtete.

Conrad verließ bald darauf Palästina, wo seine Anwesenheit nichts mehr nützte, und bald nach seiner Zurückkunft hatte er das Unglück, seinen Erstgebohrnen Prinzen Heinrich durch den Tod zu verlieren. Er folgte ihm bald nach und starb i. J. 1152. zu Bamberg. Vor seinem Ende übergab er die Reichsinsignien seinem Bruderssohn Friedrich, ob er gleich selbst noch einen jungen Prinzen übrig hatte; aber er zog das Beste des Reichs dem Interesse seines Hauses vor; sein eigener

Seite

Sohn war noch ein Knabe, und Deutschland brauchte einen Mann zum Herrscher. Außerdem hatte Fridrich durch seine Heldenthaten große Hoffnungen von sich erweckt.

Der König von Frankreich war in Jerusalem zurückgeblieben, aber die dringenden Einladungen des Abts Suger von S. Denis, den er als Reichsverweser in Frankreich zurückgelassen, vermochten auch ihn auf seine Heimreise zu denken. Mit einem unermesslichen Heer war er ausgezogen, und fast ohne Gefolge kam er zurück. Zu seinem öffentlichen Unglück kam noch die Kränkung, daß seine Gemahlinn, die Königin Eleonore, ihm untreu geworden war. Diese wollüstige Prinzessin, welche er unbesonnener weise nach Asien mitgenommen, hatte sich dort in einen jungen Türken verliebt und ihre Liebeshändel kamen selbst vor das Ohr des Königs. Mit dieser doppelten Schande bedeckt erschien er wieder in Frankreich, welches der Abt Suger von S. Denis, unter den gefährlichsten Stürmen von innen und außen, ruhig zu erhalten gemußt hatte, während dem daß alle Kräfte des Reichs und der tapfersten Vertheidiger desselben in Palästina entfernt waren. Er hatte diesen unglücklichen Kreuzzug nach allen Kräften mißrathen, und als er ihn nicht verhindern konnte, so wußte er ihn doch als zurückgebliebener Regent des Landes, für die Unterthanen so unschädlich als möglich zu machen. Der heilige Bernhard hatte sich den Tod aller der tausenden vorzuwerfen die in dieser Unternehmung verdarben, wovon er mit so frecher Zuversicht einen glücklichen Ausgang vorhergesagt hatte. Man sieng auch schon an, den heiligen Mann zur Rechenenschaft zu ziehen, aber er hatte sich auf diesen Fall mit wahrer jesuitischen Klugheit versehen. Seine Prophezenhung, sagte er, war wahr und gegründet, aber die Laster der Kreuzfahrer hatten den Himmel erzürnt, und den guten Erfolg hintertrieben. Er blieb wie vor ein heiliger Mann, ob er gleich eine Lüge gesagt hatte, die eine Million ins Verderben stürzte.

175. Wilhelm von Champell lies Champagneur.

175. Ein allgemein bekannter Vorfall — gieng.

Seine Liebe zu Heloisen und deren unglückliche Folgen.

Sür

Seite

Für einen Sabellianer.

Sabellius, ein Afrikaner, lehrte zwischen 250 und 260, die drey Personen in der Gottheit, seyen nur drey Benennungen oder Beziehungen derselben Personen, wie man im Menschen Körper, Seele und Geist, oder in der Sonne Licht, Wärme, Rundung unterscheidet.

179. So ward im Concilium zu Nicea Arius — — ihr Recht widerfuhr.

Arius, ein gelehrter Priester aus Alexandrien zog die Ewigkeit des Logos (Christus) in Zweifel und erklärte denselben für ein Geschöpf Gottes. Die allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa verdammtte J. 325 seine Lehre. — Die Manichäer Anhänger des Manes, eines persischen Magiers, verbanden die Lehre Zoroasters von zwey gleich ewigen Grundwesen, einem bösen und einem guten, Finsterniß und Licht, mit dem Christenthum. Beyde Principien, lehrte Manes, lebten mit einander in einem ewigen Streit — auch um die Menschen sollten sich diese zwey Grundwesen zanken, unser Leib sey von dem bösen Wesen, und von den zwey Seelen die wir haben, stamme eine von dem Gott des Lichts, die andre von dem Gott der Finsterniß. Christus sey in der Absicht von dem guten Gott erzeugt worden, die im Körper von dem bösen Gott gefangene Seele zu erretten. Die Lehre des Manes führte auf den Glauben an Reinigungen, an eine Läuterung nach dem Tode, an eine Seelenwanderung. Sie gebot eine strenge Lebensart und unaufhörliche Bestreitung der Lüste. — Nestorius Bischoff zu Constantinopel im Jahr 428 und ferner nahm die Meynung eines Priesters in Schutz, welcher öffentlich lehrte, daß Maria als ein Mensch nimmermehr hätte Gott gebären können. Er bestand darauf, daß die zwey Personen in Christo, nie miteinander vermengt werden dürfen, wie auch die Schrift sie immer von einander unterscheidet, und nie den Ausdruck gebrauche: Gott sey gebohren, sondern: Gottes Sohn sey gebohren. Nestorius fand einen heftigen und erbitterten Gegner an dem Bischoff Cyrillus von Alexandria ei-

Seite

nem ränkevollen schändlichen Mann, der es auch dahin brachte, daß Nestorius auf einer Kirchenversammlung zu Ephesus verdammt wurde.

Dioskurus der Nachfolger des Cyrillus, trieb den Eifer für die enge Vereinigung der beiden Naturen in Christo, noch weiter als sein Vorgänger. Der Bischoff Flavian von Konstantinopel hatte den Eutyches einen 70jährigen Abt dieser Stadt, der ehemals ein eifriger Anhänger des Cyrillus gewesen war, und die Vereinigung beider Naturen in Christo aufs unvorsichtigste übertrieb, nach einem Synodalverhöre verdammen und absetzen lassen; aber eine zweite Synode, welche durch die griechische Kaiserin Eudokia, Gemahlin Theodos II. und den Einfluß des Dioskurus zu Revision dieses Urtheils 449 veranstaltet wurde, sprach zum Vortheil des Eutyches und der Mann traf seine Gegner. Als aber im Jahre darauf Theodos II. starb und seine Schwester Pulcheria, Gemahlin des Kaisers Marcianus, den griechischen Thron bestieg, wurde durch den Einfluß des römischen Bischofs, Leo des Großen, eine neue große Synode zu Chalcedon gehalten, in welcher die Partey des Eutyches und Dioskurus unterlag und letzterer zur Absetzung verurtheilt wurde.

199. Heinriche von Gibellingen und Guelfen von Altdorf.

Bekannter unter den Nahmen Guelfen und Gibellingen. Der Streit dieser zwey Parteyen dauerte Jahrhunderte und besonders war Italien der Schauplay desselben. So lange der heftige Kampf des Kaiserthums mit der römischen Kirche dauerte, welcher unter den schwäbischen Kaisern mit der größten Erbitterung geführt wurde, stritten die Guelfen für den Pabst wider die Kaiser und alle Feinde des römischen Stuhls, hielten sich zur Partey der Gibellinnen. Ganz Oberitalien war zwischen diesen beiden Parteyen getheilt, die einander mit der heftigsten Wuth verfolgten und wechselseitig bald unterlagen bald siegten. Der Friede zwischen dem apostolischen Stuhl und den Kaisern brachte endlich auch diese Parteyen zur Ruhe, welche vielleicht doch das Verdienst hatten, die Unterdrückung

Seite

drückung der weltlichen Macht durch die geistliche, und des Despotismus der Kaiser auf gleiche Art verhindert zu haben.

209. Im dritten Jahr seiner Regierung.

Wenn es je dem deutschen Reiche wichtig war, seine Ansprüche auf Italien durchzusetzen, so war jetzt die höchste Nothwendigkeit dazu vorhanden. In den Städten der Lombardey war seit einiger Zeit eine Revolution vorgegangen, welche die deutschen Kaiser in Gefahr setzte, die Herrschaft über Italien auf immer zu verlieren.

Schon zu den Zeiten Kaiser Heinrich IV. ja noch früher hatten die lombardischen Städte angefangen, wichtige Schritte zu ihrer Freiheit zu thun, worin selbst die Kaiser sie unterfügten. Diejenigen Städte, welche unter Bischöffen standen, machten sich von der Gerichtsbarkeit derselben frey; standen sie unter der Gerichtsbarkeit des benachbarten Adels, so wurden auch diese Fesseln abgeworfen. Sie schufen sich einen eigenen Magistrat aus ihrem Mittel; Kaufleute, Künstler, Handwerker, denen es nie erlaubt gewesen war, Waffen zu führen, bewaffneten sich jetzt und die gemeinschaftliche Sache wurde durch kriegerische Bürger vertheidigt. Sie befestigten ihre Mauern, und pflanzten auf dieselbe die Fahne der Freiheit. Durch die Menge der Flüchtlinge, welche ihre Zuflucht zu ihnen nahmen, durch Aufmunterung des Ackerbaus und der Industrie wuchs die Bevölkerung, und nach und nach sah man aus jeder dieser Städte ansehnliche Kriegsheere hervor kommen. Jeder Bewohner war zugleich Soldat, und er war kein schlechter Soldat, weil er Vaterland und Heerd, Weib und Kinder, Eigenthum und Freiheit vertheidigte. Je näher diese neu entstandenen Republiken ihrem Ursprunge waren, je lebhafter man sich noch der vorhergegangenen Dienstbarkeit erinnerte, desto höher wurde das frisch erworbene Gut der Freiheit geschätzt, desto tapftrer vertheidigt. Der benachbarte hohe Adel, der auf seinen Schlössern residirte, konnte diesen kriegerischen Bürgerheeren, die ein so feuriges Interesse begeisterte, nicht lange widerstehen; und er konnte es um so weniger, da er sich von mehr als Einer Seite angegriffen sah.

Die

Die ganze Lombardey war von solchen Städten angefüllt, welche noch von den Römern herrührten; sie grenzten so dicht aneinander, daß der dazwischen liegende Landadel bald ins Gedränge kommen mußte. Bald blieb diesem keine andere Wahl, als gleichfalls in die Städte zu ziehen und das Bürgerrecht darinn anzunehmen. Weil eine jede Stadt dieses in ihrem Gebiete beobachtete, so war Oberitalien in kurzer Zeit von allen mächtigen Freiherren gesäubert, daß beym Regierungsantritt Fridrichs des Ersten von dem hohen Adel nur noch die einzige Familie der Markgrafen von Monterrat der Botmäßigkeit der Städte entgangen war. Die meisten dieser Städte hatten sich den Kirchsprenkel ihres Bischofs unterworfen, den Bischoff selbst aber, der sonst die Hoheitsrechte besaßen, auf sein Hirtenamt wieder herabgesetzt, und in ihren vornehmsten Pfarrer verwandelt. In den Städten selbst blieb der Unterschied der Stände; es gab darinn einen hohen Adel unter dem Nahmen der *Capitaneen*, einen niedern Adel, der Güter von jenem zu Lehen trug, unter dem Nahmen der *Valvasoren*, und einen dritten freyen Stand, die Bürger, welche mit Antheil an dem Stadregiment hatten, und Waffen führen durften. Die höchste Obrigkeit waren die *Consules*, eine Würde die den alten Römern abgeborgt war, und gleichfalls wie dort nur auf ein Jahr lang bekleidet wurde; aber mit dem Unterschied, daß aus jedem der 3 Stände ein solcher Consul genommen wurde, und also kein Stand den andern unterdrücken konnte.

Bald äuferten sich die wohlthätigen Folgen dieser freyen Regimentsverfassung. Der Ackerbau wurde höher getrieben, Kunstfleiß und Handel wurden belebt, der Ueberfluß zeigte sich in den Städten, aber ohne seine gewöhnliche schlimme Begleitung die Schwelgerey und das Sittenverderbniß, weil der noch frische Erwerbungstrieb alle Bürger beschäftigte und nüchtern erhielt. Das nehmliche sah man viele Jahrhunderte nachher in Holland, wo der Kaufmann zum Fürsten wurde, ohne von der Simplitzität seiner vorigen Dürftigkeit abzuweichen. Industrie aber mit Mäßigkeit und guter Wirtshaft verbunden, mußte den Reichthum herbeyführen, und der Wohlstand der Bürger mußte nothwendig die Kräfte

des

des Staats vermehren. So entstand denn in der Lombardey eine blühende Stadt nach der andern, jede ein eigener freier Staat, jede im Besiz der wichtigsten Souverainitätsrechte, die sie zum Theil den Kaisern entlockt, zum Theil auch eigenmächtig an sich gerissen hatten. So sah man bald nach einander Mailand, Cremona, Vicenza, Padua, Verona, Bergamo, Brescia, Ferrara, Modena Asti, Lodi, Bononien, Crema, Como, und noch viele andre als blühende Republiken sich erheben.

Bis hieher verweilt man mit Wohlgefallen bey diesem kraftvollen Bestreben der Lombardischen Städte, sich das edelste und erlaubteste aller Güter die Freiheit, zu erkämpfen. Aber nur zu bald artete dieser lobenswürdige Eifer aus. Die Städte lagen einander zu nahe, und waren zu sehr von demselben Geiste besetzt um nicht in öftere Grenzstreitigkeiten zu gerathen, um nicht ihr wechselseitiges Fortschreiten mit Augen der Eifersucht zu betrachten. Die ersten Erfolge fielen zu glücklich aus, um nicht bald zum Uebermuth zu reizen. Mit dem Bestreben sich frey und mächtig zu machen, verband man bald die Begierde, den Nachbar zu unterdrücken, und die Macht, die man in Händen hatte, wurde ein gefährlicher Reiz für die Herrschbegierde. Die Unabhängigkeit, welche man selbst erlangt hatte, mißgönnte man den andern; die stärkere Stadt wollte die schwächere berauben, oder sich gar unterwerfen, und so entzündete sich eine wechselseitige Erbitterung unter diesen neuauftretenden Staaten, welche um so unver söhnlischer fortbrante, da die nahe Nachbarschaft immer neuen Stoff zu Feindseligkeiten herbeiführte. Keine aber von allen diesen Städten nahm sich mehr heraus als die Stadt Mailand, welche durch die lange Residenz der Erzbiſchöffe in ihren Mauern frühzeitig zu einem vorzüglichen Ansehen und Wohlstand gediehen war. Mit herrschsüchtigem Geiste strebte sie alle ihre Nachbarn um sich her zu unterdrücken und sie allein hatte gegen Lothar von Sachsen schon Proben abgelegt, wie wenig es ihr darauf ankomme, sogar den Kaisern zu trotzen.

So verhielt es sich mit den Städten im innern Lande; aber als diese noch um ihre Unabhängigkeit zu kämpfen
hatte

hatten, waren einige Seestädte schon längst zu blühenden Republiken erwachsen.

In dem Golf des adriatischen Meerbusens, der von ihr den Namen führt, stieg Venedig, schon von den frühesten Zeiten an, aus den Wassern. Als im Vten Jahrhundert Attila, König der Hunnen, in Oberitalien einfiel, und dort alles weit und breit verheerte, flüchteten sich einige Bewohner des festen Landes auf die Insel *Mialto* im Venetianischen Sumpf, welche Insel jetzt ein Quartier von dem heurigen Venedig ausmacht. Hier erbauten sie sich einige Hütten, und lebten, vergessen von dem übrigen Italien, in großer Dürftigkeit von dem Fischfang und einem kleinen Salzhandel, den sie in der Nachbarschaft trieben. Auch die andern kleinen Inseln welche in der Laguna liegen, empfingen nach und nach von der benachbarten Küste aus Bewohner, welche sich während den Unruhen Italiens im 6ten Jahrhundert ziemlich anhäuften, daß auf allen diesen Inseln kleine Städte hervorgiengen, die durch Handel und Schiffahrt in einige Aufnahme kamen und ihre Besitzungen auch an der venetianischen Küste hin erstreckten. Mehrere dieser Inseln vereinigten sich miteinander, doch mit Beibehaltung ihrer eigenen höchsten Obrigkeiten, bis sie gegen Ende des 7ten Jahrhunderts übereinkamen, ein gemeinschaftliches Oberhaupt unter den Namen Doge oder Herzog zu erwählen. Paul *Anafeste* war der Name des ersten Doge, der aber nichts weniger als souverain war, sondern sich nach den Gesetzen und Gewohnheiten einer jeden Insel seiner Wasserrepublik genau richten mußte.

Ganz unabhängig waren diese venetianischen Inseln nicht gewesen; sie erkannten die Oberherrschaft der griechischen Kaiser, welche noch auf dem festen Lande Italiens zu sagen hatten, und das adriatische Meer durch ihre Flotten beherrschten. Als nachher Oberitalien unter fränkische Herrschaft kam, die Venetianer aber fortfuhren, sich an die griechischen Kaiser anzuschließen, so hatten sie viele Verwüstungen von den Franken auszustehen, welches die Veranlassung gab, auf der Insel *Mialto* eine neue Stadt zu gründen. Mit dieser als dem Hauptstiz wurden nun die übrigen kleinen Inseln des venetianischen Golfs ohngefähr 60 an der Zahl, durch

durch Brücken verbunden, und aus allen zusammen erhob sich das heutige Venedig, eine Stadt die geschlossen ist ohne Thore, fest ohne Mauern und ohne Befestigungswerke unüberwindlich, durch nichts vertheidigt als durch das Meer worinn sie liegt und durch die Untiefen, welche den Eingang für jedes fremde Schiff gefährlich machen. Ein Sumpf den man unter den Nahmen der Laguna kennt, trennt die Stadt von dem festen Lande, und es kostet schon Jahrhunderte lang unermessliche Arbeit und Aufwand diesen Sumpf zu unterhalten, daß er nicht festes Land und von der See verlassen wird.

Die See, auf welche die alten Bewohner Venedigs nunmehr eingeschränkt waren, wurde die Quelle ihres Reichthums, ihrer Freiheit und Macht. Von dem festen Lande verdrängt und von allen Ressourcen verlassen die der Landbau gewährt, mußten sie in der Schifffahrt und im Handel ihr Heil versuchen. Die Noth wurde ihre Gesetzgeberin, ihre Führerin und die Schöpferin ihrer Größe. Alle ihre Industrie wandte sich nun dem Schiffbau und dem Seewesen zu; schon im Neunten Jahrhundert waren die venetianischen Schiffsbaumeister durch ganz Italien berühmt. Sie wurden unternehmend zu Wasser, trieben den Seehandel mit Ernst, und kamen bereichert nach Hause. So sehen wir das Beispiel der Phönizier in der alten Welt und der Holländer in der neuen; diese drey Nationen ersetzten durch ihre Betriebsamkeit was die Natur und ihre Heumat ihnen verweigert hatte; arm auf dem festen Lande schufen sie sich ein wandelndes Vaterland auf dem Meere, und zu Haus ohne Aernte suchten sie ihr Glück auf den entlegentsten Küsten auf. Bald wurden die Venediger mächtig im adriatischen Meer, so wie sich nach und nach die schwachen Griechen aus demselben zurückzogen. Die Streifereyen der Araber, welche das mittländische Meer und auch das adriatische beunruhigten; die Venedig gegenüberwohnenden Slaven in Istrien und Dalmatien, welche gleichfalls Seeunternehmungen thaten, zwangen sie größere Schiffe zu bauen und stärkere Flotten in See zu schicken. Sie machten Eroberungen in Istrien und Dalmatien, und ihr Doge nahm gegen die Mitte des Xten Jahrhunderts den Titel eines Herzogs von letzterm an. Auch auf dem festen Lande Italiens, das
an

an ihre Insel grenzt, wußten sie sich unvermerkt ein ansehnliches Gebiet zu gewinnen. Die reichste Quelle ihrer Macht waren aber nicht sowohl Eroberungen, als der Handel nach dem Orient, den sie im zehnten und elften Jahrhundert fast ganz allein an sich rissen. Ganz Europa empfing die Produkte Asiens, Griechenlands und Egyptens auf venetianischen Schiffen, und alles Silber, welches der Luxus für levantische Waaren aus Europa ausführte, wanderte durch ihre Hände; Manufacturen stiegen an bey ihnen zu blühen. So häufte sich in Verlauf einiger Jahrhunderte der Reichtum vieler Länder auf dieser Inselstadt zusammen.

Auch in diesem Zeitraum findet man Spuren, daß sie keine vollkommene Unabhängigkeit genossen. Nachdem das griechische Kaiserthum, an welches sie sich anfänglich, wegen der Herrschaft der Griechen im adriatischen Meere, angeschlossen gehalten, zu einer solchen politischen Schwäche herabgesunken war, daß es ihnen weder mehr nützlich noch gefährlich seyn konnte, so übten die deutschen Kaiser gewisse oberherrliche Rechte über diese Republik aus. Der italienische Kaiser Berengar ertheilte dem Doge i. J. 970 das Recht Münze zu schlagen; eben diese Dogen mußten dem deutschen Kaiser bis auf Otto III jährlich einen Mantel von Goldstoff als eine Art von Tribut schicken. Diese schwache Dependenz von entlegenen und schwachen Monarchen hinderte aber nicht, daß sie sich nicht nach ihren eigenen Gesetzen so gut als eine souveraine Republik regierten. Der Geist der Freiheit belebte diese Republikaner, und veranlaßte viele und heftige innre Stürme in ihrem Staat, da die Dogen nach der unumschränkten Gewalt strebten, die Bürger aber nach allen Kräften dagegen arbeiteten. Mehr als ein Doge wurde im Aufstand ermordet, die Regierungsform selbst aber wurde im Ganzen wenig verändert.

Im elften Jahrhundert wurden die Venetianer aus ehemaligen Unterthanen und Schutzensgenossen der griechischen Kaiser Bundesgenossen und sogar Beschützer derselben. Sie leisteten denselben Hülfe gegen die normännischen Eroberer, welche das griechische Reich selbst angriffen, nachdem sie ihm seine Besitzungen in Unteritalien entrißen hatten. Die Venetianer

ner brachten es dahin daß Robert Guiscard und sein Sohn Bohemund nicht gefährlichere Fortschritte in Griechenland machten. Dagegen genossen die Venetianer auch kostbare Handelsprivilegien in den griechischen Seestädten; und selbst die Muselmänner in Syrien und Egypten respektirten ihre Flotten, weil sie von dem Handel dieser Republikaner Vortheile zogen.

Die Kreuzzüge trugen sehr zur Vergrößerung Venedigs bey, doch die spätern mehr als die frühern, theils weil die Venetianer nicht gleich anfangs Theil an denselben nahmen, theils auch, weil die Kreuzfahrer erst später darauf verfielen, sich von der See aus mit Lebensmitteln zu versehen. Die Venetianer ließen sich nicht als Christen, sondern als Kaufleute, aus Klugheit und nicht aus Schwärmerey in die Kreuzzüge ein: während daß sich Franzosen und Deutsche mit den Saracenen um das heilige Grab schlugen, dachten die Venetianer, so wie die Genueser, darauf, sich mit dem Gelde beyder Parteyen zu bereichern. Sie gewannen schon unermesslich viel durch das bloße Vermiechen ihrer Schiffe an die Kreuzfahrer: und durch den wichtigen Beystand, den sie den letztern bey mehrern Belagerungen leisteten, erhielten sie vortheilhafte Handelsprivilegien, und einen festen Fuß in den eroberten Seestädten Syriens und Egyptens, wo ihnen ganze Straßen und die wichtigsten Souverainitätsrechte eingeräumt wurden. Die Machtverstärkung, die ihnen in Asien zugewachsen war, fanden sie bald Gelegenheit, in Europa zu zeigen. Sie waren wichtige Bundesgenossen des Pabsts gegen den deutschen Kaiser Fridrich Barbarossa, dessen Flotte sie schlugen; und in Venedig war es, wo dieser Kaiser mit dem Pabst Alexander III einen erniedrigenden Vergleich schließen mußte.

An dem entgegen gesetzten Meerbuseu des mittelländischen Meers, der ehemals das ligurische Meer hieß, erhebt sich Genua, lange Zeit eine Nebenbuhlerin Venedigs.

Die Stadt Genua nahm viele Jahrhunderte vor Christi Geburt ihren Ursprung, und ihre Lage an der See und einem großen Seehafen machte sie schon in den
Denkwürdigk. III. B.

S

frühe.

frühesten Zeiten zu einem Handelsplatz. Sie war die Hauptstadt Liguriens, kam mit dem übrigen Oberitalien unter römische Herrschaft, und nach dem Untergang des Reichs im fünften Jahrhundert fiel sie in gothische, nach diesem in langobardische Hände.

Als Karl der Große dem langobardischen Reich in Italien ein Ende machte, kam auch Genua unter Fränkische Hoheit und von dieser unter die Herrschaft der deutschen Kaiser, welche es meistens durch Grafen aus dem Hause Este regieren ließen.

Diese Stadt bereicherte sich ihrer Lage gemäß, eben so wie Venedig durch Schiffarch und Handlung. Sie bekam aber schlimme Feinde an den Arabern, welche im 7ten und 8ten Jahrhundert das mittelländische Meer und alle Busen desselben unruhig machten, und alle Küsten, wo Beute zu machen war, durch Streifzüge heimsuchten. Die Genueser hatten ihnen zwar die Insel Corsica weggenommen und diese furchtbaren Feinde aus ihrer Nachbarschaft verjagt, aber das Meer konnten sie ihnen nicht verschließen und öftere feindselige Landungen nicht verwehren. Bey Gelegenheit einer solchen Landung wurde auch Genua, gerade zur Zeit wo seine wehrhaftesten Bürger zur See abwesend waren, von diesen saracenischen Corsaren erobert, geplündert und viele Einwohner in die Sklaverey weggeführt. Aber durch die unerschöpflichen Hülfsmittel des Handels hub sich Genua bald wieder daß es gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts im Stande war, die Schwäche der Deutschen Kaiser in Italien zu benutzen und nach Unabhängigkeit zu streben. Die neue Republik erwählte sich Consules, von welchen sie nach eigenen Gesetzen regiert wurde.

Auch die Genueser hatten von den Kreuzzügen große Vortheile gezogen, indem sie den Kreuzfahrern nicht nur Proviant auf ihren Schiffen nachführten, sondern ihnen auch bey ihren Eroberungen in Palästina erhebliche Dienste leisteten. Dieß erwarb ihnen, eben so wie den Venetianern, wichtige Handelsfreiheiten und einen festen Fuß auf den syrischen Küsten. Im dreyzehnten Jahrhundert brachten sie es so weit, die Schiffarch und Handlung auf dem schwarzen Meere zu beherrschen, und mit den Venetianern um die Oberhoheit im Archipelagus streiten zu können.

Die

Die dritte merkwürdige Stadt der Lombarden, die durch Schiffarth und Handlung emporkam, und sich in Freiheit setzte, ist Pisa, welche bis in das zehente Jahrhundert unter der Markgraffschaft Toscana (dem alten Tuscan) mit begriffen war, aber nunmehr anfieng, durch innre Kraft welche ihr Industrie und Handlung verschafften, das Joch der Markgrafen abzuwerfen, und sich nach eignen Gesetzen zu regieren. Schon im zehenten Jahrhundert schickte sie ansehnliche Flotten in die See, mit denen sie die Saracenen in Spanien und Afrika bekriegte, und in beyden Ländern Niederlassungen für ihren Handel errichtete. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts wurde Corsica von den Pisanern erobert, worauf bald die Eroberung der balearischen Inseln folgte. Auch in Sardinien sieng sie an festen Fuß zu fassen, und die Vortheile der Kreuzzüge theilte sie mit Genua und Venedig. Ihre Macht zur See wuchs beträchtlich, so daß sich am Anfang des zwölften Jahrhunderts die griechische Flotte im mittelländischen Meer vor pisanischen Schiffen vertrieben mußte. Der Kaiser Lothar bediente sich einer pisanischen Flotte, um die Länder König Rogers von Sicilien anzufallen. Auch diese Stadt strebte in diesem Zeitraum, sich der Oberhoheit des deutschen Reichs eben so zu entziehen, wie sie sich bereits der Vormäsigkeit der Markgrafen von Toscana entzogen hatte.

Der Geist der Freiheit, welcher im XI und XII Jahrhundert in den lombardischen Städten lebendig wurde, hatte die Köpfe der Römer schon von jeher entzündet, und bereits unter den Ottonen zu den heftigsten Unordnungen in dieser Stadt Anlaß gegeben. Bald kämpfte dieses unruhige Volk gegen die deutschen Kaiser, bald gegen die Päbste, seine einheimischen Oberherren, aber weil es diese Versuche zur Freiheit nicht mit Eintracht unternahm, durch kein planmäßiges Betragen unterstützte, und weder durch Industrie noch durch den Handel seine innere Kräfte vermehrte, so halfen sie zu nichts, und endigten immer wieder in Unterwerfung. Die Wahl der Päbste, welche so oft streitig ausfiel, und die einander entgegen gesetzten Factionen der kaiserlich und päpstlich Gesinnten unterhielten einen immerwährenden Zunder der bürgerlichen Zwietracht

tracht in dieser unglücklichen Stadt. Immer schwebte den Römern das Phanton ihrer ehemaligen republikanischen Freyheit und ihrer Welt Herrschaft vor Augen, aber es konnte sie bloß zum Hochmuth und zu Empörungen reizen, nie zur Größe, nie zu einem kraftvollen und überdachten Unternehmen begeistern. Wenige Stunden von Rom magte es die Stadt Tusculo, ihre Unabhängigkeit gegen diese ehemalige Welt Herrscherin zu behaupten. Die Einwohner von Tusculo waren kriegerisch, und der Geist der Freyheit befeelte sie. Die Römer konnten mit dieser kleinen Stadt, die gleichsam an den Thoren von Rom lag, nicht fertig werden — so tief war Rom herabgesunken. Eine unverföhnliche Erbitterung war zwischen diesen beyden benachbarten Städten, und je schimpflicher es den Römern war, eine so kleine Stadt nicht bezwingen zu können, desto weniger konnte sie den Tusculanern ihre Freyheit vergeben. Endlich gelang es dem Pabst Innocenz II diese Stadt zu bezwingen, und nun verlangten die Römer von ihm, sie ihrer Rache aufzuopfern und ganz und gar zu zerstören. Als der Pabst dieses nicht wollte, so sagten sie ihm den Gehorsam auf, und erwählten sich, wie sie schon mehrmal gethan hatten, Senatoren, die den alten römischen Senat vorstellen sollten. Sie suchten alle Souverainitätsrechte an sich zu ziehen, und übertrugen einem Bürger, unter dem Namen eines Patritius, die höchste Aufsicht über ihre neue Republik.

Dieses Verragen der Römer gegen den Pabst, so wie das Betragen mehrerer lombardischen Städte gegen ihren Bischoff, wurde durch die Lehren eines gewissen Mönchs, des Arnold von Brescia, vorbereitet. Dieser Arnold, war durch den Investiturstreit unter den vorigen Regierungen aufmerksam darauf gemacht worden, das Recht der Geistlichkeit auf weltliche Besizungen zu untersuchen, und er hatte gefunden, daß es dem geistlichen Beruf schnurgerade zuwiderlaufe, Regalien und liegende Gründe zu besizen. Freiwillige Gaben seyen es allein, was den Geistlichen gebühre. Diese Behauptung mußte bey dem Volk um so mehr Glück machen, je ärmer dasselbe war, und je mehr der Aufwand der Bischöffe seine Augen beleidigte. Arnold mußte zwar Italien räumen, aber seine Lehre hatte tiefe Wurzeln darinn

darinn geschlagen, und den Klerus in ein gehässiges Licht gestellt, wodurch nicht allein die Stadt Rom sondern auch andere Städte angefeuert wurden, ihre Bischoffe der Regalien zu berauben.

So sehen wir denn um die Mitte des XII Jahrhunderts fast in allen Städten des obern und mittlern Italiens den Geist der Freyheit in Bewegung. Alles ist gerüstet und bewaffnet, für seine Unabhängigkeit zu streiten; alles von demselben Geiste belebt, alles will frey seyn, und sich nach seinen eigenen Gesetzen regieren. Jede Stadt hat ein mannhaftes streitbares Heer auf den Weinen, jeder Bürger ist Soldat. Wären diese zahlreichen Städte unter sich einig gewesen, hätten sie einander selbst nicht am meisten geschadet und durch Kriege sich unter einander entkräftet, so würde keine auswärtige Gewalt, je vermögend gewesen seyn, ihren Bund zu zertrennen; und gegen Kaiser und Päbste, gegen auswärtige und einheimische Unterdrücker hätten sie ihre Unabhängigkeit siegreich behauptet. Durch ihr Unglück wurden sie in der Folge klüger, und schlossen wirklich einen solchen Bund, wovon sie bald die wichtigsten Vortheile empfanden. Zu eben der Zeit, wo in dem ganzen obern Italien der Geist der Freyheit entbrannte, stieg in Deutschland ein Kaiser auf den Thron, der mehr als alle seine Vorgänger von den Ansprüchen der Kaiser auf Italien eingenommen, und mehr als alle dazu fähig war, nach diesen Grundsätzen zu handeln. Italien will unabhängig seyn, und ist bereit, alles für diese Unabhängigkeit zu wagen — Friedrich Barbarossa will haben, daß es abhängig sey, und ist gleichfalls bereit, alle seine Kräfte an diese Unternehmung zu wenden. Es konnte also nicht anders seyn, als es mußte zu einem hartnäckigen wichtigen Kampfe zwischen der Herrschbegierde des deutschen Kaisers und der Freyheitsliebe der Italiener kommen; der Widerstand ist eben so kraftvoll als der Angriff, und auf beyden Seiten wird gleich viel Geschicklichkeit gezeigt, gleich viel Muth und Tapferkeit verschwendet, auf beyden Seiten mit der hartnäckigsten Erbitterung gefochten.

Seite

211. Barbaren aus der Insel Scandinavien.

Die Langobarden (in Urkunden Longobarden genannt) bewohnten in früheren Zeiten die lange Börde an der West- und Ostseite der Elbe, vom Lüneburgischen bis ins Magdeburgische. Gegen Ende des dritten Jahrhunderts rückte der Hauptstamm an der Elbe hinauf, und wählte sich die öden Gegenden und Wälder zwischen diesem Fluß, der Weichsel und Donau zu seinem Wohnsitz. Gegen Ende des fünften Jahrhunderts rückten die Langobarden in Augeländ ein (zwischen Gran und Linz) nachdem Odoaker, König der Heruler, das ruginische Reich vernichtet hatte. Sie verließen es bald, und zogen sich in das Oesterreichische Marchfeld wo sie den Herulern anfangs zinsbar wurden, nachher aber über dieses barbarische Volk den Meißter spielten. Im Jahr 548 wurde der katholische Theil der Nation diesseits der Donau in Pannonien, einer Provinz des römischen Reichs, aufgenommen, that von da aus den Ostgothen in Dalmatien und Illyrien vielen Schaden, und leistete dem Kaiser Justinian erhebliche Dienste. Alboin ihr zehenter König, führte Krieg mit dem arianischen König der Gepiden und machte 567 mit Hülfe der Awaren dem Gepidischen Reich ein Ende. Gleich nach diesem Kriege rückten die Langobarden, in Verbindung mit Awaren, Gepiden und andern Völkerschaften in Italien ein (568) eroberten in kurzer Zeit den größten Theil des obern Italiens, der vorzugsweise den Namen Longobarden (Lombarden) von ihnen erhalten. Die Residenz des longob. Reichs war Pavia. Auch im untern Italien machten die Nachfolger Alboins, unter denen sich mehrere als Gesetzgeber hervorthaten, Eroberungen. Die Langobarden waren ein wildes Volk, und ihre Kriege wurden von furchterlichen Verheerungen begleitet, obgleich nicht zu läugnen ist, daß die Schriftsteller die Nachrichten davon übertrieben haben. Aistulf und Desider die letzten ihrer Könige, suchten ihre Macht auf Kosten der römischen Päbste und der griechischen Kaiser zu vergrößern, zogen demselben aber eben dadurch den Untergang zu, indem der bedrängte Pabst die Franken gegen sie zu Hülfe rufte, deren König Karl

Seite

Karl der Große durch Besiegung Desiders 774 dem langobardischen Reich ein völliges Ende machte.

230-231. Die beyden vornehmsten Höfe schmolzen in Einen zusammen.

Die Zusammenkunft des Kaisers mit dem heiligen Vater gieng doch nicht so friedlich ab, als man aus den Worten des Textes schließen dürfte. Nachdem Friedrich die lombardischen Angelegenheiten in Ordnung gebracht und sich zu Pavia 1155 die Krone der Lombarden hatte aufsetzen lassen, rückte er in schnellem Marsch gegen Rom an, um dort die Kaiserkrone zu empfangen. Rom gerieth über seine eilfertige und so wenig vorbereitete Ankunft in die größte Bestürzung welche dadurch vermehrt wurde, daß der Pabst und die Römer noch immer mit einander im Streit lagen. Da Niemand wußte, ob Friedrich als Feind oder als Freund erschiene, so flüchtete sich der Pabst — Hadrian IV — in die feste Stadt Castellana, um von da aus die Präliminarien, welche allemahl der Krönung vorher zu gehen pflegten, mit dem Kaiser zu berichtigen. Es verdient in der That bemerkt zu werden, wie schwankend und unsicher die Päpstliche Macht auch in ihrer höchsten Fülle noch immer gewesen ist. Jeder Kaiser, der an der Spitze eines Heers gegen Rom im Anzug war, setzte sie in Schrecken, bis sie wußten, wie sein Charakter sey und wie er gegen den römischen Stuhl denke. Ihr Ansehen beruhte auf der Meinung, darum sah man sie immer zittern, ehe sie von den Gesinnungen der deutschen Kaiser unterrichtet waren. Die ängstlichste Fürsorge wandten sie an, sich gegen eine Gewaltthätigkeit oder Untreue von Seiten des Kaisers zu verwahren, und es war zwischen den beiden Häuptern der Christenheit, dem Geistlichen und dem Weltlichen Monarchen, so weit gekommen, daß vor der Ceremonie der Kaiserkrönung jeder dem andern einen Eid schwören mußte, daß er an ihm nicht zum Neuchelmörder werden wolle.

Diesmal wurden die Traktaten bald in Richtigkeit gebracht, weil Friedrich nichts als die Kaiserkrone wollte, und keinen Anstand nahm, den verlangten Eid ab-

zulegen. Der Pabst wagte sich nun aus seiner Festung heraus und kam sogar zu einer persönlichen Unterredung in das kaiserliche Lager. Hier aber kam es zu einem sonderbaren Streit. Der Kaiser gieng, der Gewohnheit nach dem Pabste ehrfurchtsvoll entgegen, warf sich vor ihm nieder und küßte ihm die Füße. Unglücklicher weise unterließ er aber, den Steigbügel des Pabsts zu halten, welches Lothar und vermuthlich noch mehrere seiner Vorgänger beobachtet hatten. Diese Unterlassung hielt man auf päpstlicher Seite für eine vorseglische Handlung, für ein Zeichen der Feindseligkeit, und bey einem so ceremoniösen Hof als der Päpstliche war, mußte sie um so mehr Eindruck machen. Alle Kardinäle, welche im Gefolge des Pabstes waren flohen im ersten Schrecken nach Castellana zurück, der Pabst aber äußerte seine Empfindlichkeit dadurch, daß er dem Kaiser den sonst gewöhnlichen Friedensfuß verweigerte. „Weil du mir die gewöhnliche schuldige Ehre nicht erzeigt hast, sagte er zu Friderich, die alle deine Vorfahren, die rechtgläubigen Kaiser, unsere Vorfahren, den römischen Pabsten aus Ehrerbietung gegen die Apostel Petrus und Paulus erzeigt haben, so werde ich dich nicht zum Friedensfuß annehmen, bis du mir Genußgung geleistet hast. — Friderich antwortete, daß ihm von dieser Schuldigkeit nichts bekannt sey, und daß er die Sache erst mit den Fürsten überlegen müsse. Ein ganzer Tag gieng mit dieser armenigen Streitigkeit hin, bis endlich die ältern Fürsten, welche zugegen gewesen, als Lothar den Pabst Innocenz II. empfangen, aussagten, daß er ein Gleiches gethan habe, worauf Friderich hingieng, und das Geschäfte des Steigbügelhaltens mit einer Flinkheit und Geschicklichkeit abthat, daß sich die ganze Armee daran erbaute.

267. Gesandte aus England von König Heinrich.

Von Heinrich dem Zwenten. Er war ein Sohn Mathildens, Wilhelms des Eroberers Tochter, und Kaiser Heinrichs V. Wittwe, und eines Grafen von Anjou. Er verband mit seinem Königreich England die Provinzen Normandie, Anjou, Touraine und Maine auf dem festen Lande

Seite

Land, und vermehrte diese Besitzungen noch mit Guienne und Poitou, indem er die berüchtigte Eleonora von Guienne, Ludwig des Siebenten von Frankreich verstoßene Gemahlin, heirathete. In der Folge unterwarf er auch Irland seiner Herrschaft. Er war der mächtigste von allen Königen, welche vor ihm in Engelland regiert haben, und seine eben so staatskluge als milde Regierung, seine kriegerische Tapferkeit und seine Gerechtigkeitssiebe haben ihm den Namen eines vortrefflichen Regenten erworben. Aber so glücklich und geschätzt er auf seinem Throne war, so unglücklich war er im Innern seiner Familie. Richard und Johann, welche beyde nachher zur Regierung gelangten, ließen sich von dem französischen König Philipp August gegen ihren Vater zu Empörungen reizen, und verführzten durch ihre Undankbarkeit seine Tage.

Der Ton, in welchem ein so mächtiger Fürst wie Heinrich II. gegen Friedrich Barbarossa spricht, beweist sowohl für den persönlichen Ruhm dieses noch jungen Monarchen als auch für die Hoheit des deutschen Kaiserthums in jenen Zeiten.

273. Beneficia.

Dieses Wort bedeutet zugleich eine Wohlthat und ein Lehen. Der letztere Sinn ist es, der die Deutschen und ihren Kaiser so sehr dagegen entrüstete.

295. Von ihm die Belohnung
lies Belehnung.335. Hierauf wurden die seit langer Zeit — — von
ihren Personen sowohl als Oitern.

Die Widersetzlichkeit Mailands und anderer Städte der Lombarden hätte die Frage in Bewegung gebracht, wie weit sich eigentlich die oberherrlichen Rechte der Kaiser in den Angelegenheiten Italiens erstreckten. Die Kaiser hießen Herren von Italien, aber es war bisher ganz unentschieden geblieben, was für Rechte dieser Titel ihnen verschaffte. Solange sie mit einem zahlreichen Heer da waren, so wurden ihre Befehle respektirt; sobald sie

Seite

den Rücken kehrten, handelten die Italiener, als ob sie gar keinen Herrn über sich hätten. Friedrich wollte den ersten Schrecken benutzen, den die Demüthigung des stolzen Mailands in der ganzen Lombardey verbreitet hatte; und er hielt dieses für den günstigsten Zeitpunkt, die Regalien der deutschen Kaiser in Italien auf immer festsetzen zu lassen.

Das Studium des römischen Rechts war eben damals in vollem Flor auf der Universität zu Bononien, und die Eitelkeit der Italiener, die allein im Besitz waren, es zu lehren und auszuüben, legte demselben ein größres Gewicht bey, als ihnen selbst vortheilhaft war. Das römische Recht war zu einer Zeit abgefaßt worden, wo man mit der königlichen Gewalt ganz andre Begriffe verband, als in dem zwölften Jahrhundert; die Ideen, welche darinn zum Grunde lagen, waren der Monarchie äußerst günstig. Dieß wußte Friedrich, und er glaubte die delikate Materie der Regalien keinen bessern Händen anvertrauen zu können, als den Lehrern des römischen Rechts, und zugleich keinen, gegen welche die Italiener weniger einwenden könnten. Er ließ deswegen vier der berühmtesten Doctoren aus Bononien kommen, und trug ihnen auf, die Majestätsrechte der Kaiser zu untersuchen. Diese, um in einer so bedenklichen Sache nicht alles auf sich zu nehmen, verlangten, daß man ihnen die anwesenden Richter der lombardischen Städte zugesellen möchte. Friedrich ernannte aus jeder Stadt zwey, und von allen diesen wurde nun gemeinschaftlich über diese Sache berathschlagt. Gerechter konnte Friedrich nicht verfahren, als daß er die Gerechtsame der deutschen Kaiser über Italien nicht durch deutsche sondern durch Italienische Gelehrte und durch die eignen Magistratsräthe der Italienischen Städte bestimmen ließ.

348. Seine Klagen betrafen — zuerkannt hätten.

Die für den Kaiser so vortheilhaft ausgefallene Erklärung der Regalien hatte dem Pabst wenig Freude gemacht. Je weiter sich die Gewalt der Kaiser in den Angelegenheiten Italiens erstreckte, desto mehr mußte sie die päpstliche Macht beschränken. Adrian IV. regte sich

Seite

sich deswegen bald und als Friedrich fortfuhr in den Streitigkeiten der lombardischen Städte als oberster Richter zu verfahren, und die ihm zugesprochenen Regalien durch seine Bevollmächtigten in Empfang nehmen zu lassen, so konnte Adrian nicht unthätig bleiben. Weil das *Fodrum* (oder die, während der Anwesenheit der Kaiser in Italien, von den Städten geforderte Lieferungen) auch von päpstlichen Gütern eingesammelt wurden, so war der Pabst noch näher dabey interessirt. Schon drohte ein sehr bedenklicher Bruch des Kaisers mit der Kirche, als Hadrian starb. Vor seinem Tode hatte er sich in ein enges Bündniß mit Mailand und Brescia gegen Friedrich eingelassen, an welchem mehrere Kardinäle Theil nahmen. In diesem Bündniß versprach man sich, unter andern, „keinen als der dieser Partey hold seyn würde, zum Pabstthum gelangen zu lassen.“ Auch mit dem König Wilhelm von Sicilien, Rogers Sohn, trat Adrian in geheime Traktaten.

379 Ueber die neue Pabstwahl entstanden jetzt unter den Kardinälen zwey Parteyen.

Noch bey Lebzeiten Adrians gab es zwey Faktionen in der Stadt Rom, wovon die eine es mit dem Kaiser, die andre, und zwar die stärkere, mit dem König von Sicilien hielt, um mit dessen Hülfe die Freiheit Italiens und der Kirche gegen den Kaiser zu vertheidigen. Man vergaß, wie viel gefährlicher die italienischen Normänner der römischen Kirche und dem ganzen Italien seyn mußten, als die Deutschen. Jene waren durch ihre nahe Nachbarschaft fürchterlicher, und hatten es mehr als einmal bewiesen, wie viel sie sich gegen den Pabst herausnehmen konnten. Weit weniger hatte man von den deutschen Kaisern zu fürchten, die einen so weiten und mühsamen Weg nach Italien hatten, von dem guten Willen ihrer Vasallen äußerst abhängig und überhaupt in Deutschland allzusehr beschäftigt waren — wenigstens durch die römische Politik beschäftigt werden konnten — um in Italien viel großes zu unternehmen — die sich auch gewöhnlich nach einem Feldzug von wenigen Monaten von dem größten Theil ihrer Truppen verlassen sahen, weil die Ungeduld den Deutschen nach Hause trieb, oder ansteckende Seuchen das Heer verminderten. Aber

Aber die Normänner waren in den hundert Jahren, welche sie nunmehr auf italienischem Boden zugebracht hatten, in diesem Lande nationalisirt und mit den Eingebornen aufs genaueste vermischet worden; die Deutschen hingegen waren und blieben im Auge des Italieners Barbaren, und ein angestammter Haß gegen sie gewann es über die Vorschriften einer gesunden Politik.

413 Nur wenige blieben mit dem Kaiser in Italien zurück.

Radewich beschließt hier die Geschichte des Kaisers, welche noch sehr merkwürdige Ereignisse und auffallende Glückswechsel darbiethet. Die Regierung dieses Monarchen endigte nicht so glänzend, als sie anfing, obgleich Friedrich bis ans Ende seiner Tage das Prädikat eines großen Mannes behauptete.

Er hatte seine Verheerungen im Mailändischen Gebiete fortgesetzt, und mehrere Jahre waren in kleinen nichts entscheidenden Gefechten hingegangen, als endlich die erwartete Verstärkung seiner Armee aus Deutschland anlangte. Jetzt war er in den Stand gesetzt, die Stadt förmlich einzuschließen, und ihr alle Zufuhr abzuschneiden, so daß sie sich ihm in dem 7ten Monat auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. So beleidigend ihr Stolz gewesen war, so eine empfindliche Demüthigung mußte sie jetzt ausstehen. Er ließ sich das Carrociun (so hieß ihre Hauptstandarte, weil sie gewöhnlich auf einem Wagen geführt wurde) und alle übrigen Fahnen nebst den Stadtschlüsseln ausliefern, und die Einwohner mußten zu ihm nach Lodi kommen, (eben der Stadt, gegen welche sich die Mailänder sonst mit soviel Hochmuth und Gewaltthätigkeit betragen) und hier im Angesichte ihrer hohnlachenden Neider eben den Aufzug wiederhohlen, in welchem sie das vorigemal vor dem Kaiser erschienen waren. Alle Anwesenden und ihre Feinde selbst waren von diesem traurigen Anblick erschüttert, nur der Kaiser nicht, der diesen Auftritt im Gegentheil so unterhaltend fand, daß er ihn am folgenden Tag vor seiner Gemahlin von den Mailändern wiederhohlen ließ. Jetzt setzte er auch seine Krone wieder auf, die er geschworen hatte nicht eher wieder auf das Haupt zu setzen, als

als bis er Mache an Mailand genommen hätte, welches er auch 3 Jahre lang gehalten hat.

Um Mailand auf immer außer Stand zu setzen, ihm zu trogen, faßte er den Entschluß, diese Stadt zu zerstören. Er gab Befehl, alle ihre Thore zu schleifen und die Mauern soweit einzureißen, daß er durch die gemachte Oeffnung mit seinem ganzen Heer in die Stadt ziehen könnte. Damit dieses desto schneller ins Werk gerichtet würde, trug er den alten Feinden von Mailand, den Einwohnern von Lodi, Cremona, Como und Pavia dieses Geschäft auf, welches diese auch mit ungläublicher Geschwindigkeit verrichteten; und weit entfernt, eine Belohnung für ihre Mühe zu fordern, machten sie dem Kaiser noch eine große Geldsumme zum Geschenke, daß er ihnen die Freude gönnt, ihre Mache an Mailand zu fühlen. Indessen erstreckte sich diese Zerstörung nicht über die ganze Stadt; alle Kirchen blieben unbeschädigt und selbst die innre Mauer blieb unverlegt, so daß sich Mailand noch immer wieder herstellen konnte, wie es auch wenige Jahre darauf schon geschehen ist. Aber das schrecklichste für die Mailänder war, daß sie ihre Vaterstadt räumen und in mehrere Ortschaften ihres Gebiets vertheilt, unter der Aufsicht kaiserlicher Beamten leben mußten. Alle Städte, welche mit Mailand im Bündniß gestanden, wurden durch das Schicksal dieser Stadt in Schrecken gesetzt: sie ergaben sich dem Kaiser freiwillig, und mußten es gleichfals geschehen lassen, daß ihre Stadtgräben gefüllt, und ihre Thürme und Mauern niedergerissen wurden. Alle andren Städte der Lombardien mußten Tribut bezahlen, und einen kaiserlichen Podesta (Gewalthaber) einnehmen.

Friedrich schaltete nunmehr unumschränkt in der Lombardien, und seine Macht hatte den höchsten Gipfel erstiegen; um so näher war sie ihrem Verfall, und sein Glück hing von diesem Zeitpunkt an, ihm untreu zu werden.

Friedrichs Betragen gegen die widerspenstigen Städte war bisher schon von dem Vorwurf der Härte nicht frey gewesen, aber durch seine Beamten wurde die Unterdrückung auf einen ganz unfeindlichen Grad getrieben. Man machte keinen Unterschied unter den rebellischen Städten

Städten und unter denen, welche dem Kaiser treu geblieben waren. Alle wurden fast auf gleiche Art mit Abgaben gedruckt, und von den kaiserlichen Beamten mißhandelt. Alles klagte, lauter oder stiller; und mehrere Städte wie Verona, Padua und Vizenza schlossen einen Bund miteinander, i. J. 1164. worinn sie sich anheischig machten, nicht mehr zu thun oder zu bezahlen, als was unter den vorigen Kaisern üblich gewesen. Friedrich war nach Deutschland gegangen, wo er eine neue Armee zusammen zu bringen suchte aber erst im dritten Jahre damit zu Stande kam. Die Deutschen waren der widerhöhlten Feldzüge nach Italien, die sie ohnehin nie geliebt hatten, endlich müde, und Friedrich mußte sich zu erniedrigenden Bitten herablassen, um die Fürsten dahin zu bringen, daß sie ihm folgten. Dadurch daß er von ihrem guten Willen abhängig war, mußte er die Augen bey vielen Gewaltthätigkeiten zudrücken, die sie sich zu Schulden kommen ließen. Er, der am Anfang seiner Regierung als ein noch junger Kaiser Fürsten zum Hundetragen verdammte, sah sich nunmehr dahin gebracht, die strafbarsten Friedensstörungen ungeahndet zu lassen, weil er ihre Urheber nöthig hatte. So mußte er das traurige Vergnügen, sich an den Lombardern zu rächen und in Italien eine vergängliche Macht zu behaupten, mit seinem weit r e e l l e r e m Ansehen in Deutschland erkaufen.

Noch ein Umstand kam hinzu, der seine Sache verschlimmerte. Sein Pabst Victor war gestorben, und dieser frühzeitige Tod 1164. wurde nach dem Aberglauben jener Zeiten für ein Urtheil Gottes gehalten, daß die Sache dieses Pabstes die schlimme gewesen sey. Viele die es mit diesem Pabste gehalten, wankten, und suchten sich mit dem Alexander auszusöhnen. Wahrscheinlich hätte Friedrich selbst es gethan, aber sein Kanzler Rainald, den er in Italien gelassen, verdorb durch seine Voreiligkeit alles. Die Faction welche den Victor gewählt hatte, schritt sogleich zu einer neuen Wahl, ohne auf den Alexander zu achten, und erwählte Paschal III. welchen der kaiserliche Kanzler, ohne erst bey seinem Herrn anzufragen, als rechtmäßigen Pabst erkannte. Friedrich machte seinem Kanzler bittere Vorwürfe darüber, aber ihn Lügen zu strafen erlaubte ihm sein Stolz nicht; er bestätigte die Erklärung des Kanzlers und machte die

die Sache des Paschal zu der seinigen. Noch ehe er Deutschland verließ, mußten die Fürsten und Bischöffe ihm versprechen, den Alexander nie als rechtmäßigen Pabst zu erkennen, sondern dem Paschal getreu zu bleiben. Umsonst suchte er noch andre europäische Könige von dem Alexander abtrünnig zu machen, den König von England besonders, der mit diesem Pabst in eine heftige Streitigkeit verwickelt war; aber alle seine Bemühungen schlugen fehl und dienten nur dazu, den Alexander gegen ihn unverföhnlich zu machen.

Nun glaubte Fridrich seinem gesunkenen Ansehen und der Schwäche seines Pabstes Paschal durch eine kühne That aufhelfen zu müssen. Er verließ schnell die Lombarden, und rückte auf Rom an, wohin Alexander, auf Einladung der Römer selbst, zurückgekehrt war. Er nahm ohne Schwierigkeit den Theil der Stadt in Besitz, welcher disseits der Tiber liegt, und um den Alexander aus der Peterskirche zu vertreiben, ließ er in der Nähe derselben und zuletzt gar an einem Thurm dieser Kirche Feuer anlegen, worauf sie ihm übergeben ward. Nun erbot er sich alle Gefangene und alle gemachte Beute herauszugeben, wenn Alexander das Pabstthum abtreten würde, welches Paschal gleichfalls thun sollte, damit zu einer ganz neuen legitimen Pabstwahl geschritten werden könnte. Die Römer schon aufs äußerste gebracht, waren nicht ungeneigt dazu, aber Alexander war nicht zu bewegen. Um nicht zu Abtretung seiner Würde gezwungen zu werden, verließ er Rom heimlich in einem Pilgerkleid; worauf die Römer dem Kaiser die Treue schworen und den Paschal als Pabst erkannten.

Friedrichs Sache schien nach Eroberung Roms wieder hergestellt zu seyn, als ein unerwarteter Unglücksfall ihn um alle diese Vortheile brachte. Eine Seuche riß ein im Lager der Deutschen, welche in 7 Tagen die meisten Fürsten von seinem Gefolge, worunter einige von seinen nächsten Verwandten waren, und den größten Theil der Armee dahinraffe. Dieses außerordentliche und plöglliche Unglück erklärte man nun allgemein für eine Strafe des Himmels, weil er in der Nähe der Peterskirche Feuer hatte anlegen lassen, und eine tiefe Bestürzung bemächtigte sich aller seiner Anhänger. Zu die-

diesem Unglücksfall kam noch die schlimme Zeitung aus der Lombarden, daß die meisten Städte, der harten Bedrückungen müde, welche sie von den Anwälden des Kaisers auszufehen hatten, in einen großen und engen Bund zusammen getreten seyen, und einander eidlich angelobt hätten, nicht mehr zu thun oder zu ertragen, als was vor Fridrich Barbarossa Brauch gewesen sey. Ja sie waren noch weiter gegangen, hatten die Abwesenheit des Kaisers benützt, die Maikländer mit bewaffneter Hand wider in ihre zerstörte Mauern zurückgeführt, und ihnen geholfen, die Wertschanzungen und Mäner in aller Geschwindigkeit wieder herzustellen. Als Friedrich auf diese Nachricht in die Lombarden zurückeilte, fand er überall die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt, und außer Stande mit seiner durch die Senche so sehr geschwächten Armee etwas gegen die Stadt Mailand zu wagen, gieng er ganz in der Stille durch Savoyen nach Deutschland zurück. In der Stadt Susa war er in Gefahr, ermordet zu werden, und mußte in einer Verkleidung entfliehen — Nach seiner Flucht bauten die Lombarder auf dem Grund und Boden der Pavesianer eine neue Stadt, welche sie dem Kaiser zum Trost nach dem Nahmen des Pabsts Alexander III. den er verwarf, Alexandria nannten. Da man sich in der Eile nicht die Zeit nahm, auch nicht reich genug war, die Häuser sogleich in völligen Stand zu setzen, sondern sie einstweilen nur mit Stroh bedeckte, so erhielt dieses Alexandria den Beynahmen, das Stroherne.

Friedrichs Stolz war empfindlich gekränkt, sich von denjenigen verspottet zu sehen, an deren Demüthigung er sich vormals geweidet hatte; aber er mußte seine Rache verschieben, weil die Deutschen zu einem neuen Zug nach Italien keine Lust bezeigten. Aber durch sein noch immer großes Ansehen im Reich, seine unermüdete Thätigkeit, seine siegende Beredsamkeit und vorzüglich durch sein Geld brachte er doch endlich i. J. 1174. eine ansehnliche Armee zusammen, mit welcher er nach Italien aufbrach, die Stadt Susa zerstörte, und die neue Stadt Alexandria belagerte. Aber diese Belagerung fiel unglücklich für ihn aus, weil er zugleich mit dem sumpfigen Boden mit der schlimmen Jahreszeit und

und mit den Mailändern zu kämpfen hatte, die seine Völker in die Flucht schlugen und die Belagerten mit allen Nothwendigkeiten versahen. Er verwandelte die Belagerung in eine Blokade, aber mit eben so wenigem Erfolg, und als er im nächsten Frühjahr die Belagerung aufs neue eröffnete, verbanden sich alle lombardischen Städte, Alexandria zu entsetzen. Ein Stillstand zwischen beiden Heeren verhinderte noch das Treffen, welches eben geliefert werden sollte, und Friedrich suchte sich während desselben mit dem Pabst Alexander auszusöhnen, und ihn von dem Interesse der Städte abzugiehen. Auch dieses mißlang ihm, weil der Pabst keinen einseitigen Vergleich mit dem Kaiser schließen wollte, ohne die Städte daran Antheil nehmen zu lassen. Daß die aufrührerischen Städte mit dem Pabst zusammenhielten, und der Pabst an den Städten eine mächtige Parthey fand — dieß war eine schlimme Concurrency für den Kaiser, die seine Sache in Italien zu Grund richtete.

Nun erwartete er mit Sehnsucht die versprochene Verstärkung aus Deutschland, und endlich erschienen auch frische Hülfsstruppen in Como — aber in äußerst kleiner Anzahl, weil derjenige ausblieb, auf den er am meisten gezählt hatte, und der schon allein im Stande gewesen wäre, seiner ganzen Verlegenheit abzuhelfen, Heinrich der Löwe. Friedrich soll sich vor diesem mächtigen Fürsten, den er durch Zurückgabe Baierns so sehr verpflichtet hatte, zu den demüthigsten Bitten und sogar zu einem Fußfall herabgelassen haben; aber Heinrich, mit dem Pabst vielleicht einverstanden und von den wachsenden Ansehen Friedrichs beunruhigt, ließ diesen Kaiser in dieser dringenden Verlegenheit im Stich. Dieser war nun fast ganz allein sich selbst und dem schwachen Beistand überlassen, den ihm die Städte Como und Pavia leisten konnten; und in diesem verlassenem Zustand wurde er von den Mailändern zu einem Treffen gezwungen. Anfänglich lief dieses glücklich für ihn ab, aber die Standhaftigkeit derer, welche die Hauptstandarte oder das Carrocium vertheidigten, brachte endlich Friedrichs kleines Heer und ihn selbst zum Weichen. Diese Niederlage erlitt Friedrich bey *Ligano* i. J. 1176.

Indessen hatte dieses Unglück eine heilsame Folge, es bahnte den Weg zum Frieden. Die Lombarden wünschten ihn, weil Friedrich, auch geschlagen, ein sehr gefährlicher

sicher Feind war, weil er den Krieg in ihrem eigenen Lande führte, und weil sie von diesen langwierigen Anstrengungen doch erschöpft worden waren, denn alle Gewerbe und aller Handel mußten leiden, weil ihre Soldaten lauter Bürger waren. Friedrich hatte ohnehin keine andre Wahl, denn aus Deutschland war keine Hülfe zu erwarten und die Zahl seiner Anhänger in Italien wurde eher kleiner als größer. Es wurde also zwischen ihm und dem Pabst wegen einer Zusammenkunft unterhandelt, welche endlich in Venedig, als einer Stadt, welche keine von beiden Parteyen unterwürfig war, zu Stande kam. Vorher aber waren alle Vergleichspunkte zwischen Alexander und Friedrich in Nichtigkeit gebracht; der Kaiser sollte dem Gegenpabst seine fernere Unterstützung versagen, und der Kirche die mathildische Erbschaft herausgeben, die lombardischen Städte sollten dem Kaiser eben das, aber auch nichts darüber, leisten, als was sie unter den vorhergehenden Regierungen und am Anfang der seinigen gegeben hatten. Weil man in dieser kurzen Zeit nicht alle Beschwerden heben konnte, so wurde zwischen dem Kaiser und den Städten ein Waffenstillstand auf 6 Jahre, zwischen dem Kaiser und Sicilien aber auf 15 Jahre geschlossen, während welcher Zeit Friedrich sich den Genuß der Mathildischen Güter vorbehielt. Nachdem dieses abgethan war hatte Alexander III. zu Venedig i. J. 1177. den Triumph, daß dieser stolze und furchtbare Kaiser sich auf öffentlichem Platz vor ihm nieder warf und ihm die Füße küßte. Man hat vorgegeben, daß der Pabst bei dieser Gelegenheit seinen Fuß auf den Nacken des Kaisers gesetzt, und die Worte der Schrift gebraucht habe „Auf Schlangen und Ottern wirst du gehen und treten auf die jungen Löwen“ Aber diese Anekdote ist längst unter die Zahl der Märchen zurückgewiesen. Soviel ist gewiß daß Friedrich sich demüthigte, und der Pabst triumphirte.

Der Kaiser hatte auch deswegen geeilt, in Italien Frieden zu schließen, um in Deutschland einen Entschluß auszuführen, der ihn schon seit dem unglücklichen Treffen bey Ligano beschäftigte, — dieser war — die Rache an Heinrich den Löwen. Dieser Herzog hatte ihn, wie schon gesagt worden, in der höchsten Noth ohne Hülfe gelassen, und ihm schrieb Friedrich vorzüglich die Niederlage bey Ligano zu. Seit dieser Zeit hegte Fried-
 rich

drich einen tiefen Unwillen gegen diesen Herzog, und da Heinrich der Löwe, seiner großen Macht und seiner stolzen Anmaßungen wegen, eine Menge Feinde und Neider unter den Fürsten und unter der Geistlichkeit hatte, so war es dem Kaiser nicht schwer, seine Rache an ihm zu fühlen. Kaum hatte er einige Beschwerden gegen ihn merken lassen, so drängte sich alles herben, Klagen gegen diesen Fürsten anzubringen, und vorzüglich erhoben die Bischöffe ihre Stimme gegen ihn. Diese konnten es dem Herzog nicht vergessen, daß er sich angemacht hatte, in den Provinzen, die er von den Slaven erobert, gleich einem souverainen Herrn Bischofthümer zu errichten, und die Bischöffe zu investiren. Sie hielten die Würde der ganzen Geistlichkeit dadurch beschimpft, daß ein Herzog Bischöffe zu Vasallen habe, da bisher die Bischöffe Herzoge unter ihren Vasallen gezählt hatten. Indessen hatte Heinrich dieses nicht auf seine eigne Hand sondern mit Bewilligung des Kaisers gethan, und man konnte ihm also von dieser Seite nichts zur Last legen. Um auf alle Klagen zu antworten, welche gegen ihn angebracht wurden, citirte ihn der Kaiser auf einen Reichstag nach Worms; da er hier nicht erschien, so wurde er auf einen Reichstag nach Magdeburg gefodert. Als er auch hier nicht erschien wurde ihm der dritte Termin in Goslar anberaumbt, wo er abermals ausblieb. Nun war er den Befehlen gemäß in die Reichsacht verfallen, aber Friedrich citirte ihn noch zum 4 mal nach Würzburg, jedoch mit eben so schlechtem Erfolge. Nur glaubte er sich berechtigt, ihn mit aller Strenge des Gesetze behandeln zu können, welche mit sich brachten, daß jeder Vasall, wenn er auf die 3te Vorladung nicht erschienen, seiner Lehen verlustig zu achten sey. Er erklärte ihn also förmlich in die Reichsacht, und sprach ihm seine beiden Herzogthümer, und alles, was er von Reich zu Lehen trug, ab — weil er die Majestät des Kaisers verachtet und auf dreymalige rechtmäßige Vorladung nicht erschienen sey. Es ist merkwürdig bey dieser Aechterklärung, daß man ihn nicht der Beschwerden wegen verurtheilte, um deventwillen man ihn vorfoderte, sondern wegen seiner Halsstarrigkeit, auf diese Vorforderung nicht zu erscheinen. Heinrich konnte also mit sehr vielem Grunde gegen diesen Urtheilsspruch einwenden, daß die Vorforderung ungerecht und unnützig gewesen sey, wenn

man ihm kein andres Verbrechen erweisen könne, als die Weigerung zu erscheinen, denn dieses Verbrechen habe er ja erst nach geschehener Vorforderung begehen können, also sey die Vorforderung ohne hinreichenden Grund gewesen. Er führte ferner für sich an, daß er kraft eines Reichsgesetzes nicht gehalten sey, sich außer seinem Vaterland vor Gericht zu stellen. Er stamme aber aus Schwaben, und keiner von allen 4 Plätzen wohin man ihn berufen, liege in diesem Lande. Einige Fürsten pflichteten ihm darinn bey, aber der Kaiser erklärte diese Ausflucht für nichtig. Offenbar war das Verfahren des Kaisers und der Fürsten bey dieser Achtsertklärung Heinrichs des Löwen zu rasch und zu leidenschaftlich; die Erbitterung Friedrichs und der Meid der Fürsten hatte mehr Antheil daran, als die Gerechtigkeit —

Uebrigens ist es zum Erstaunen wie schnell dieses Urtheil zur Vollziehung gekommen und wie plötzlich der mächtigste Fürst Deutschlands, auch den Kaiser nicht ausgenommen, in einen armen Fürsten verwandelt wurde. Friedrich gebrauchte die Politik, beide Herzogthümer ihren beiden mächtigsten Nachbarn aufzutragen, welche an sich schon stark genug wären, sich darinn zu behaupten. Sachsen erhielt ein Nachkomme Albrechts des Bären, Markgrafen von Brandenburg, Bernhard von Anhalt — Baiern wurde dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach übergeben. Um aber auch diese neuen Herzoge nicht all zu mächtig zu machen, zergliederte Friedrich beide Herzogthümer, indem er einige Städte darin, wie Lübeck und Regensburg, für Reichsfrey erklärte, und viele abgerissene Stücke von beiden an andere Fürsten und Bischöffe verschenkte. Dem Heinrich blieb nichts als seine sächsischen Erblande, Braunschweig und Lüneburg, die keine Reichslehen waren, ihm also auch nicht von Reichs wegen genommen werden konnten. Baiern gab Heinrich so gleich ohne Widerstand verloren; aber in Sachsen hoffte er sich zu behaupten, weil er sich dort aus seinen Erblanden verstärken konnte. Er machte auch wirklich seinen Gegnern dort viele Arbeit, und sie konnten nichts gegen ihn ausrichten, bis der Kaiser selbst mit einer starken Armee sich in Sachsen zeigte. Jetzt gab sich Heinrich der Löwe überwunden und zu Erfurt warf er sich i. J. 1182. zu den Füßen des Kaisers. Einen so mäch-

mächtigen und ihm selbst einst so werthen Fürsten so tief gefallen zu sehn, brachte dem sonst so hartenherzigen, Friedrich die Thränen in die Augen; er erinnerte sich dabey an den Wechsel des Glücks, der eben so auch ihn selbst einmal treffen könnte. Heinrich konnte aber doch nichts anders von dem Kaiser erhalten, als daß er drey Jahre Deutschland meiden und solange in England bey dem König Heinrich II. seinem Schwiegervater sich 1182. aufhalten solle, welches auch geschah. Heinrich der Löwe erschien jetzt als Flüchtling in eben dem England, wo seine Nachkommen, die Churfürsten in Hannover, noch jetzt als Könige regieren.

Im Jahr 1183. kam endlich zu Kostniz ein dauerhafter Friede mit den Lombardern zu Stande, nach dem der 6 jährige Stillstand verlossen war. Der Friede war ehrenvoll für den Kaiser und auch annehmlich für die Städte. Dem Kaiser blieb das wichtige Recht die Consules zu investiren und diese sollten ihm jedesmal den Eid der Treue schwören. Alle Bürger sollten ihm gleichfalls die Huldigung leisten, sobald sie das XVte Jahr erreicht haben würden. Uebrigens blieben die Städte in Besitz derjenigen Regalien, welche sie unter den letztern Kaisern ausgeübt hatten, und dadurch, daß ihnen erlaubt wurde Bündnisse unter sich einzugehen, reteteten sie ein wichtiges Souverainitätsrecht. Sonst aber durfte an den Kaiser, als an den obersten Richter appellirt werden, und er behielt also immer die oberste Hoheit. Soviel also hatten die Feldzüge Friedrichs nach Italien dem teutschen Reiche immer genutzt, daß die Lombarden unter dem Gehorsam desselben blieb, welchen abzuschütteln sie schon sehr auf dem Wege gewesen war. — Nach geschlossenem Frieden zeigte sich Barbarossa abermals in Italien, aber jetzt wurde er mit Liebe und mit Ehrfurcht empfangen; weder seine vorige Härte, noch seine letztern Niederlagen hatten das Ansehen schwächen können, welches ihm seine Thaten und sein persönlicher Werth verschaffte.

Wen dem Frieden mit den Lombardern blieb es nicht allein; eine freundige Begebenheit brachte auch den Frieden mit Sicilien zu wege. Der damalige König Wilhelm, Rogers Sohn, war ohne männliche Nachkommenschaft, und seine Waterschwester Constantia die Einzige

zige Erbin seiner Staaten. Zwischen dieser Prinzessin Constantia und zwischen Heinrich dem ältesten Prinzen des Kaisers kam eine Vermählung zu Stande, so daß das hohenstaufische Haus die nächste Hoffnung hatte, die Sicilianische Krone zu besitzen. Diese Krone war für die Deutschen Kaiser aus mehreren Gründen eine besonders wichtige Erwerbung. Den Reichthum und die Glückseligkeit der Provinzen nicht einmal gerechnet, welche dieses Königreich Sicilien ausmachten, so verschaffte ihnen der Besitz desselben eine mächtige Hand in Italien. Von der Lombarden waren sie schon Meister — setzten sie sich also noch in den Besitz des untern Italiens und Siciliens, so konnten sie die Länder des Papste in der Mitte fassen, und nun wäre die Keyhe an sie gekommen, dem Pabst Befehle vorzuschreiben. Dazu kam noch, daß Sicilien mit einer Gewalt in Kirchensachen beherrscht wurde, die in keinem andern damaligen Königreich statt fand. Bloß um sich an den Normännern in Sicilien eine Stütze gegen die Kaiser zu verschaffen, hatten sich die Pabste zu diesen Privilegien, das ihnen hart genug ankam, verstanden — wenn aber nun die Kaiser selbst Herren von Sicilien wurden, so war die Absicht der Pabste nicht nur gänzlich verfehlt, sondern das Privilegium, welches sie der sicilianischen Krone ertheilten, mußte in den Händen der Kaiser äußerst gefährlich für die römische Kirche ausschlagen. Die Vermählung des hohenstaufischen Prinzen Heinrich mit der sicilianischen Prinzessin Constantia konnte also den Pabsten nicht anders als unangenehm seyn, weil dadurch den deutschen Kaisern zwey gefährliche Vortheile in die Hände gespielt wurden, welche den Kaisern zu entreißen, die vorhergehenden Pabste alle ihre Politik angestrengt hatten. Diese Erwerbung von Sicilien aber, weit entfernt die glorreichen Erwartungen zu erfüllen, die man sich anfangs und mit so großer Wahrscheinlichkeit davon gemacht hatte, wurde das Verderben des hohenstaufischen Hauses, und Sicilien wurde der Abgrund, welcher Friedrichs ganze Nachkommenschaft verschlang.

Die Vermählung Heinrichs mit der Prinzessin Constantia wurde mit kaiserlicher Pracht in Mailand vollzogen; die Mailänder, so feindselig sie vormals gegen den Kaiser gesinnt gewesen, so dienstfertig waren sie jetzt, und sie ließen sich den Ruhm nicht entreißen, daß

daß diese Feierlichkeit in ihren Mauern vor sich gegangen sey. Friedrich überließ nunmehr die Verwaltung der italienischen Angelegenheiten seinem Sohn Heinrich, und er selbst gieng wieder nach Deutschland — welches er 2 Jahre nachher verließ, um einem Kreuzzuge bey zu wohnen, und sein Grab in Asien zu finden. — Schmidts Geschichte der Deutschen II. Band.

In Europa waren die Streitigkeiten zwischen Friedrich I. und der Kirche, und zwischen der Krone Frankreich und Engelland noch nicht beygelegt, als die Vorfahrt von Jerusalem's Verlust und Saladins reisenden Siegen in diesem Welttheil ausgebreitet wurde. Noch ehe Jerusalem verloren war, hatten die asiatischen Christen durch eine Gesandtschaft den Beistand der französischen und englischen Könige aufgerufen, aber nichts erhalten können als Geld, Trost und Versprechungen, denn die Streitigkeiten dieser beyden Fürsten untereinander ließen sie nicht daran denken, ihr Königreich zu verlassen, und sich in einer gemeinschaftl. Unternehmung zu vereinigen.

Der Ruf von Jerusalem's Erobrung durch den Sultan von Damascus setzte ganz Europa in Schrecken, und erneuerte den Fanatismus, welcher den Erstenkreuzzug entzündet hatte. Der Pabst Gregor VIII. und Clemens III. der ihm folgte, foderten alle Könige der Christenheit zu einer neuen Kriegsrüstung auf — die zweyte Eroberung von Jerusalem schien eben soviel Verdienst und eben soviel Ruhm als die erste zu verheissen. Richard von England machte alle Schätze seines Königreichs zu Geld, und suchte den großen Schatz, den ihm sein Vater hinterlassen hatte, durch alle Mittel zu vergrößern. Er verkaufte die Einkünfte und viele wichtige Güter der Krone; die höchsten und ehrwürdigsten Aemter wurden feil; ja sogar die Vasallenspflicht Schottlands, welche sein Vater Heinrich mit den Waffen erzwungen, erließ er dem König Wilhelm von Schottland für eine Summe Geldes. England wurde von den unleidlichsten Abgaben gedrückt, und die Reichen zwang er durch die Furcht vor seine Ungnade ihn durch große freiwillige Beyträge zu unterstützen. Diese Härte schmerzte um so mehr, weil man nur gar zu offenbar sah, daß nur Ruhmdurst und Eroberungsbegierde, nicht Andacht nicht Sache der Religion ihn besaßten. Ein Kreuzprediger

prediger sagte ihn ins Gesicht, daß er sich von seinen 3 Lieblings Töchtern, so nannte er die herrschenden Vaster des Königs, vor dem Stolz, dem Geiz und der Wollust erst losmachen sollte. Euer Rath ist gut, sagte Richard, ich schenke also meinen Stolz den Tempelherrn, meinen Geiz den Benediktinern, und die Wollust meinen Bischöffen.

In den Gefilden von Bezelay an der Burgundischen Grenze fanden sich beide Könige von Frankreich und Engelland ein, mit einem Heere von 100,000 Mann, lauter gewaffnete Schaaren, die, zwey tapfre ruhmstüchtige Könige an der Spitze, ganz unüberwindlich schienen. Beide Könige erneuerten hier ihre Freundschafts Verbindung, und gelobten einander mit den feierlichsten Schwüren, daß keiner während der Abwesenheit des andern die Staaten desselben feindlich angreifen sollte. Nach dem Gebrauche jener Zeit mußten die großen Baronen und die Geistlichkeit von beiden Seiten für die Wahrheit ihrer Könige Bürgschaft leisten, und diesen Eid zugleich mit beschwören.

Nach diesem trennten sich beide Nationen bei der Stadt Lyon. Philipp August nahm den Weg nach Genua, Richard nach Marseille. Man hatte sich nemlich durch das Unglück der beiden ersten Kreuzzüge überzeugt, daß der Marsch zu Lande von unüberwindlichen Schwierigkeiten begleitet sey, und daß vorzüglich der Mangel an Proviant und die daherrührende Raubsucht der Armee das Unglück jener ersten Kreuzzüge gemacht habe. Man wählte also diesmal den kürzern Weg zu Wasser, wozu Genua, Venedig und Pisa Schiffe hergaben.

Beide Könige hatten heftige Stürme auszustehen und liefen mit übel zugerichteten Schiffen und Gefolge in Messina ein, wo das Ungewitter sie zwang, den ganzen Winter zu verweilen.

Auch nach Deutschland war die Predigt des Kreuzes gedrungen, und hatte den kriegerischen Geist des alten Kaisers Barbarossa noch einmal entzündet. Er hatte die Laufbahn seines thatvollen Lebens mit einem Kreuzzuge angefangen, den er in früher Jugend unter dem Kaiser Konrad, unternahm und glaubte sie nicht ehrenvoller beschließen zu können, als abermals mit einem Kreuzzuge.

Auf

Auf einem Reichstag, der im Jahr 1188. in Mainz gehalten wurde, empfing er in einer zahlreichen Fürsterversammlung aus den Händen des Bischofs von Würzburg das Kreuz. Sein Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, viele Fürsten, Grafen und Bischöffe thaten ein Gleiches. Weil vorzüglich die große Menge schlechten Gesindels an dem Unheil der Kreuzzüge Schuld gewesen war, so machte Barbarossa die Verordnung, daß keiner mit ziehen sollte, der nicht wenigstens 3 Mark Silbers Geld bey sich hätte. Um sich den Marsch durch Kleinasien zu erleichtern, wobey seine Vorgänger in den ersten Kreuzzügen von den Türken soviel zu leiden gehabt hatten, suchte er sich durch ein Bündniß mit dem Sultan von Iconium sicher zu stellen, und ließ diesen Sultan um einen freyen unschädlichen Durchzug anhalten. Dieser Sultan hatte dem großen Ruhme des Barbarossa, der bis in die Morgenländer drang, schon ehedem durch eine eigene Gesandtschaft gehuldigt, auch einem deutschen Prinzen, Heinrich dem Löwen, der auf einer Wallfahrt nach Jerusalem durch die Staaten dieses Sultans kam, große Achtung bewiesen. Mit diesem Sultan nun schloß Barbarossa einen Traktat, und ein ähnlicher wurde auch mit dem griechischen Kaiser Isaak Angelus geschlossen.

Nachdem Barbarossa während seiner Abwesenheit aus Deutschland Vorkehrungen getroffen und die Reichsverwaltung in die Hände seines Sohns Heinrich gegeben, trat er mit 150, 000 Mann streitbarer Truppen den Marsch durch Ungarn und die Lombarden, an, und die Armee kam wohlbehalten an die griechische Grenze. Hier aber erweckte die Ankunft dieses zahlreichen und rüstigen Heeres allgemeinen Schrecken. Man vergaß die Traktaten, alles flohe von dem Lande nach den Städten, und nirgends waren Lebensmittel zu bekommen. Wollte Friedrich seine Armee nicht Hungers sterben lassen, so mußte er sich zur Gewalt entschließen. Er nahm Philippopol Adrianopol und mehrere Städte ein. Es würde ihn nicht schwer gewesen seyn, wenn er Gewalt gebraucht hätte, Constantinopol selbst zu erobern und das byzantinische Reich anzufürzen.

Indessen ward durch diese Eroberungen der Marsch verzögert worden, die Zeit, wo man zu See gehen konnte, war verstrichen, und der Kaiser mußte den Winter in

Griechenland zubringen. Nachdem er endlich im folgenden Frühjahr nach Asien übergesetzt hatte, fand er dort, seiner Traktaten mit dem Sultan von Iconium ungeachtet, die alten Schwierigkeiten wieder. Die Türken waren durch die Griechen aufgehetzt worden und anstatt einer gütigen Aufnahme und des versprochenen Proviant's, fand er eine Armee — die ihm den Durchzug nicht anders gestatten wollte, als wenn er für jeden Kopf ein Goldstück bezahlte. Friedrich antwortete mit dem Schwerdt. Er schlug die Armee, und eroberte den Sitz des Reiches, die Hauptstadt Iconium. Nun strömte Proviant genug in das Lager, die Türken gaben gute Worte und Geißel. Der Zug gieng jetzt nach Armenien — aber hier war das Ziel von Barbarossa's Thaten. Um sich zu erfrischen badete er sich in dem Fluß Saleph oder Saleph, der auch Calicadnus hieß, und den man fälschlich für den Cydnus gehalten hat, der Alexandern dem Großen ehemals fast tödlich geworden wäre. Dieser Cydnus aber fließt bey Tarsus, wohin die Deutschen erst nach dem Tode des Barbarossa kamen. In diesem Fluße Saleph ertrank der Kaiser wie einige sagen; nach andern wurde er doch so erstarrt herausgezogen, daß er bald darauf starb.

In diesem Kaiser verlor Deutschland einen seiner trefflichsten Regenten, und ganz Europa einen großen und außerordentlichen Mann. Man muß seinen Werth nicht nach dem Glücke oder dem Glanze der Thaten abwägen, die er verrichtete, sondern nach der Menge und Größe der Schwierigkeiten, die er besiegte. Keine Armee stand ihm zu Gebote, wie unsern heutigen Monarchen. Die Schwierigkeit seine Vasallen zu einer Heerfolge zu vermögen war allein schon eine Arbeit und ein Heldenwerk, wie der Feldzug selbst; und wenn er diese Armee in Italien hatte, so verließ sie nach einer Dienstzeit von wenigen Monaten seine Fahnen, oder die Pest raffte sie dahin. Im Schooße des Sieges sah er sich verlassen, mitten unter seinen vielen Feinden allein — und ohne alle Hülfquellen, als seinen Geist und seinen Muth. Hätte er nicht den besten Theil seines Regentenlebens und seiner Kräfte in den Italienischen Kriegen verzehret, dann erst würde Deutschland einen großen und bewundernswürdigen Kaiser in ihm gefunden haben. Schade nur, daß ihn Ehrgeiz und Nachbegierde eine zu große Härte gegen die lombardische Städte und eine Ungerechtigkeith gegen Herzog Heinrich den Löwen begehren ließen.